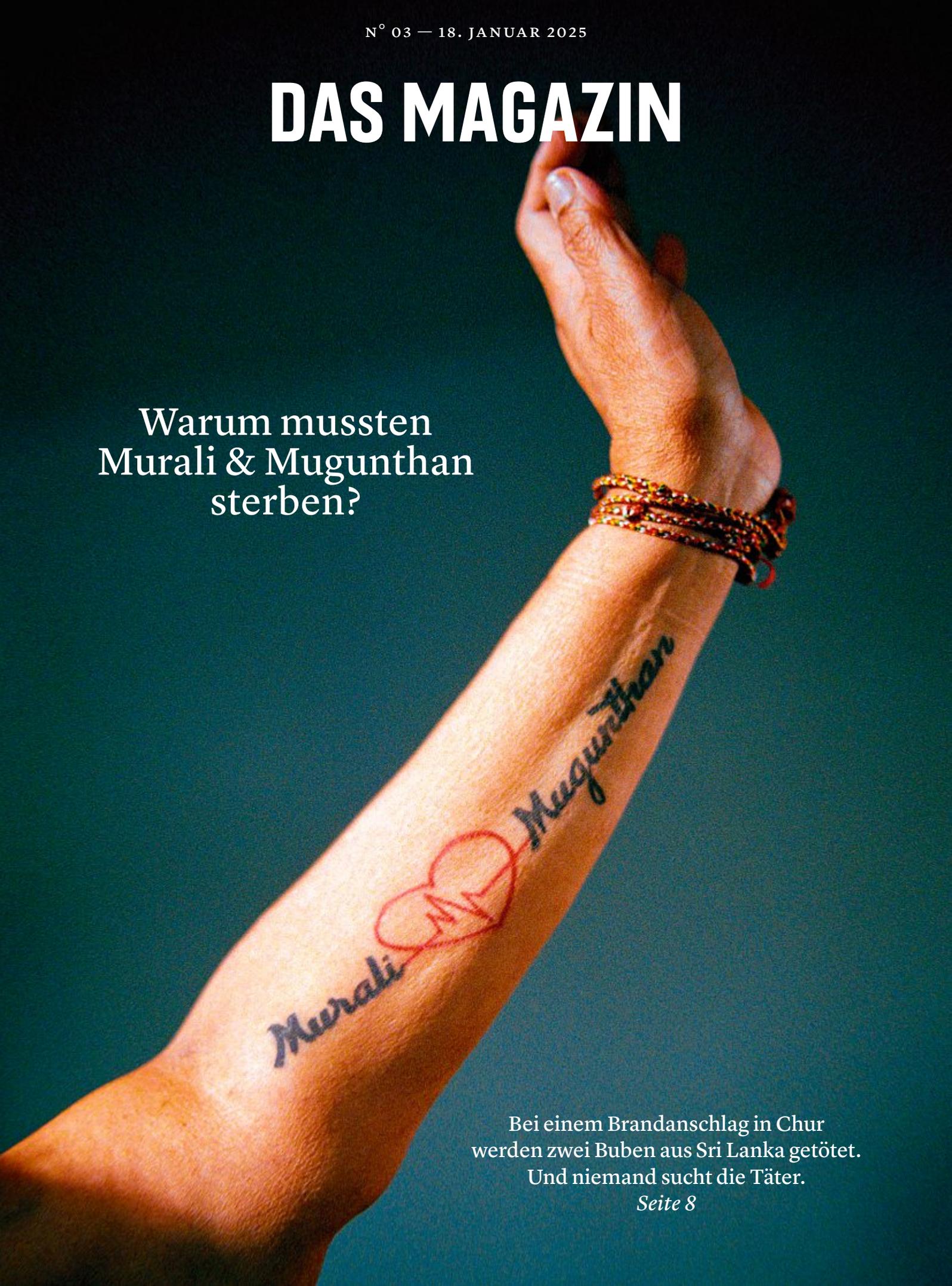


DAS MAGAZIN

Warum mussten
Murali & Mugunthan
sterben?



Murali & Mugunthan

Bei einem Brandanschlag in Chur
werden zwei Buben aus Sri Lanka getötet.
Und niemand sucht die Täter.

Seite 8

Von Island
bis Caliente.



**Carte
blanche**

Mehr drin im Abo. Mit der Kundenkarte carte blanche profitieren Sie von vielen vergünstigten Angeboten. Jetzt entdecken unter [carteblanche.ch](https://www.cartablanca.ch)

EDITORIAL / DAS HÄSSLICHE GESICHT DER SCHWEIZ

Liebe Leserinnen und Leser,

die Titelseite unserer neuen Ausgabe hat mich erschüttert. Im Juli des Jahres 1989 starben in einem Wohnhaus in Chur zwei Buben, zehn und neun Jahre alt. Sie stammten aus Sri Lanka und waren mit ihren Eltern aus dem Bürgerkrieg in unser Land geflüchtet, diesen Hort des Friedens und der Sicherheit. Und dann werden diese Buben, nur anderthalb Jahre nach ihrer Flucht, hier in der Schweiz Opfer eines Brandanschlags – eines mit grosser Wahrscheinlichkeit von Neonazis verübten Brandanschlags. Die Indizien und Verdachtsmomente, dass es sich um ein rechtsextremes Mordkommando handelte, sind überwältigend, wurden aber von der Polizei und den Behörden zu keinem Zeitpunkt ernst genommen, ja sogar unter den Teppich gekehrt.

Das zeigen die Recherchen meiner Kolleginnen Barbara Achermann und Anja Konzett. Für die beiden war die Aufarbeitung dieser schrecklichen Tat, bei der noch zwei weitere Menschen aus Sri Lanka gestorben sind, eine belastende Aufgabe. Sie haben die Schwester und die Eltern der ermordeten Buben aufgefunden gemacht, zahllose Akten studiert und mit Bekannten der Familie gesprochen. Dabei kam die häss-

liche Seite der Schweiz zum Vorschein. Ein Nachbar soll, während die Feuerwehr die Leichen aus dem abgebrannten Haus trug, gesagt haben: «Geschieht ihnen recht, hätten halt nicht hierherkommen sollen.» Von den Behörden hat sich nach der Tat nicht ein einziges Mal jemand bei den schwer traumatisierten Eltern gemeldet. Und anders als in Deutschland hat sich hierzulande auch die hohe Politik nie zu diesem und anderen rechtsextremen Anschlägen aus jener Zeit geäussert. Keine Trauerfeiern, keine Gedenktafeln, keine Worte des Bedauerns.

Zum Glück gibt es aber auch Bürgerinnen und Bürger, für die Werte wie Anstand, Menschlichkeit und Nächstenliebe keine hohlen Phrasen sind. Das gilt zum Beispiel für einen integren Bündner Polizisten, der in der Brandnacht im Einsatz war und mit dem meine Kolleginnen sprechen konnten. Oder für die Primarlehrerin der ermordeten Buben, die über all die Jahre hinweg mit den trauernden Eltern Kontakt gehalten und sie nach Kräften unterstützt hat.

Ohne Menschen wie sie müsste man sich bisweilen schämen, Schweizer zu sein.

BRUNO ZIAUDDIN

GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...

Traum paar

Komm an mein Herz, ich liebe dich
Doch ab und zu ein bisschen.
Und wär es mehr, dann bliebe ich
Zu mehr als einem Küsschen.

Vorausgesetzt, du gibst es mir.
Ich mag dich manchmal leiden,
Du guckst grad so, als läge dir
Ein bisschen an uns beiden.

So glaube mir: Hier ist dein Ort.
Fern strahlen hellste Sterne,
Hier hab ich dich, du hast mein Wort,
Gelegentlich ganz gerne.

THOMAS GSELLA

- 8 Blind gegen Rechtsextremismus. Vier Tamilen starben 1989 in Chur. Die Behörden schauten weg. Recherchen zu einem Justizskandal.
VON **BARBARA ACHERMANN & ANJA CONZETT**
- 22 Der Milliarden-Dollar-Galerist. Ein Gespräch mit David Zwirner, einem der wichtigsten Player auf dem globalen Kunstmarkt.
VON **SVEN MICHAELSEN**
- 4 **PHILIPP LOSER** Mehr Bücher, weniger Social Media
- 4 **KATJA FRÜH** Weniger Gesprächspausen
- 5 **KALTÉRINA LATIFI** Mehr Selbstkritik
- 6 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Mehr Rücksicht
- 7 **CHRISTIAN SEILER** Mehr Leserbriefe
- 29 **EIN TAG IM LEBEN** einer Tierpräparatorin
- 30 **MAX KÜNG** Mehr Fleisch
- 31 **TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** Mehr Rätsel



PHILIPP LOSER

Die Welt unter Musk

Noch ist Donald Trump nicht im Amt, seine Inauguration findet erst nächste Woche statt, der Wahnsinn hat also noch nicht einmal offiziell begonnen, und doch fühlt man sich jetzt schon müde. So müde.

Man hat vergessen, wie das vor acht Jahren war, beim ersten Mal, als Trump die mediale Weltöffentlichkeit vor sich hertrieb wie noch nie jemand vor ihm. All die Schlagzeilen und Ungeheuerlichkeiten, sie sind wieder da. Lauter und schriller und unverschämter.

Trump will Kanada.

Trump will den Panamakanal.

Trump will Grönland (mittels Arme, wenn nötig).

Er will und will und will. Und dieses Mal helfen ihm die mächtigsten Meinungsmacher der Welt. Das sind längst nicht mehr Journalisten, sondern Techunternehmer. In den Wochen vor seinem Amtsantritt reisten viele von ihnen nach Florida, um sich bei Trump anzubiedern. Darunter auch Mark Zuckerberg, der Chef von Meta (Facebook, Instagram), der in der Vergangenheit ein schwieriges Verhältnis mit Trump hatte. Alles vergessen. Als Antrittsgeschenk für den neuen Präsidenten hat Zuckerberg nun angekündigt, die Zusammenarbeit mit professionellen Faktencheckern zu beenden und die Regeln für das Verbreiten von Hatespeech zu lockern.

Zuckerberg orientiert sich bei seiner demokratiefeindlichen Strategie

an X, dem früheren Twitter, und dessen Besitzer, Elon Musk.

In den Wochen vor dem Amtsantritt hat sich Musk mit X (und seinen zweihundert Millionen Followern) zu einer Art Chef-Propagandist von Trump entwickelt. Er versucht, den deutschen Wahlkampf zu beeinflussen (AfD! AfD!), interviewt AfD-Chefin Alice Weidel, beleidigt Justin Trudeau, den abtretenden Premier von Kanada (und viele andere), und versucht mit einem jahrzehntealten Skandal die Migrationsdebatte in Grossbritannien zu beeinflussen.

Er benimmt sich wie ein Bully auf dem Pausenhof. Er verbreitet verletzend politische Inhalte, er diffamiert und lügt.

Er ist nicht der Erste, der so etwas tut. Desinformation gehört zu unserer Welt, sie ist ein bestimmendes Merkmal des Internetzeitalters.

In ähnlich gelagerten Propaganda-Kampagnen (zum Beispiel dem später aufgedeckten Mikrotargeting vor der ersten Trump-Wahl) wurde früher oft von der gezielten Manipulation des einzelnen Bürgers, der einzelnen Bürgerin gesprochen. In dieser Lesart haben die Konsumenten von sozialen und anderen Medien keinen freien Willen und glauben genau das, was man ihnen vorsetzt. Sie sind Schafe.

Der irische Politikwissenschaftler Henry Farrell hält das für eine Verkürzung. «Wir neigen dazu, das Problem der sozialen Medien als ein Problem der Desinformation zu betrachten», hat er kürzlich in einem längeren Beitrag geschrieben. Das eigentliche Problem sei aber ein anderes: «Es besteht darin, dass soziale Medien *Öffentlichkeiten* mit verzerrtem kollektivem Verständnis schaffen.»

Das heisst: Die Konsumenten des Mülls auf X und anderen Plattformen glauben oft gar nicht, was sie da lesen. Aber sie glauben, *dass andere es glauben*. Sie erhalten ein falsches Bild davon, was andere Menschen für die vorherrschende Meinung in der Gesellschaft halten – weil es der Algorithmus von Musk so vorgibt. So wird die öffentliche politische Debatte verzerrt und deformiert.

In den Worten von Farrell: «Was auch immer Musk will, es wird das

sein, worüber die Menschen am Ende sprechen – ob sie wollen oder nicht.»

Das hat Folgen für die Demokratie. Nicht nur in den USA, sondern weltweit.

Was tun dagegen? Die EU denkt schon länger über eine mögliche Regulierung nach. Ein ehrenhaftes, aber auch sehr schwieriges Unterfangen. Soziale Medien so zu regulieren, dass sie für alle besser werden, weniger ätzend, weniger rassistisch, gesünder – das ist im Moment nur schwer vorstellbar.

Und bis dahin? Abschalten, ein Buch lesen, leise verzweifeln.

PHILIPP LOSER
ist Redaktor des «Tages-Anzeiger».



KATJA FRÜH

Und dann Stille

Schon immer hatte ich Angst, ja geradezu Panik, vor stockenden Gesprächen. Genauer gesagt, ich hasse es, wenn ich mit einem Liebhaber (länger her) oder meinem Ehemann an einem Zweiertisch sitze und das Gespräch nicht fließt.

Ich habe dann sofort das Gefühl, die ganze Beziehung ist nichts wert oder einfach vorbei, aus, Schluss. Ich grübele nach einem Thema, aber mein Hirn ist leer, und ich bin wütend auf mein Gegenüber, dem nichts einfällt und der offensichtlich mit mir nichts anzufangen weiss. Wir haben uns nichts zu sagen. Dieser furchtbare Satz dreht sich in meinem Kopf, als die

schlimmstmögliche Variante eine Beziehung zu führen, die eigentlich keine ist.

Man kennt sie doch, diese Paare, die sich im Restaurant anschweigen, bei denen höchstens mal ein Satz wie «der Salat ist zu sauer» fällt. Diese Paare, die todunglücklich sein müssen, weil es nichts mehr gibt, für das sie sich gemeinsam interessieren.

Sie sind mein Schreckensbild, und so bin ich, auch bei einer nur kleinen Gesprächspause, wie gesagt, in Panik. Kennen Sie das auch? Oder habe ich da eine besondere Schwäche, respektive einen Knall? Wenn, dann habe ich den von meiner Mutter. Hat sie mir doch immer vorgebetet, wie anregend, aber auch aufregend, Gespräche in einer Beziehung sein müssen, und zwar immer. Und dass man einen Mann sofort aufgeben muss, wenn er nichts zu sagen hat. Einmal hat sie einem Liebhaber den Hut aus dem Zugfenster geworfen, weil er zu lange geschwiegen hat. Die armen Männer meiner Mutter. Aber auch ich habe die Tendenz, den Mann, der mit mir am Tisch sitzt, zu quälen. Nicht willentlich, aber ich leide so, wenn das Gespräch nicht fließt, dass mein Gegenüber unweigerlich dermassen unter Druck gerät, dass er vollends verstummt.

Und dann fange ich an zu bohren und ihn auszufragen, was er denn hat, was denn mit ihm los sei, und er kann nur mit «nichts» antworten, was mich wiederum in Rage bringt, denn wenn man nichts hat, gibt es auch nichts, über das man sprechen könnte. Bald stehen mir die Tränen zuvorderst, und ich habe das Gefühl, alles zerbricht. Und statt, dass ich dankbar bin, dass ich jemanden habe, der mit mir ins Restaurant geht, dem ich vertrauen kann, der mit mir lebt und bei mir bleibt, verzweifle ich wegen einer Gesprächspause, die nichts weiter ist als eine Gesprächspause.

Ich muss mein Problem wohl mit meinem Therapeuten besprechen, der in unserer Stunde immer gelassen wartet, bis ich weiterrede. Therapeutin müsste man sein.

KATJA FRÜH ist Drehbuchautorin
und Regisseurin.

Illustrationen
ALEXANDRA COMPAIN-TISSIER



KALTËRINA LATIFI

Keht nun bei der Linken die Vernunft zurück?

Wenn in Zeiten wie diesen meine Hoffnung auf das, was wir gemeinhin gesunden Menschenverstand nennen, allmählich schwindet und meine Verzweiflung an der Welt beklemmende Höhen zu erreichen droht: Dann suche ich verstandesspezifische Abhilfe.

Nein, nicht bei den grossen Philosophen und Literaten unserer abendländischen Kultur, sondern bei Bill Maher, dem amerikanischen Stand-up-Comedian und politischen Kommentator. Seine Show, «Real Time with Bill Maher», wirkt wie Balsam auf meine durch den Zeitgeist malträtierte Seele.

Was Maher so gut kann? Als links ausgerichteter Denker steht er, heute leider fast eine Seltenheit, mit beiden Füssen und allen Verstandeskräften auf dem Boden der Tatsachen. Damit meine ich vor allem eines: Er kritisiert die Republikaner, ebenso wie er mit schonungsloser Offenheit die Demokraten blossstellt, indem er ohne Eier-tanz und Vorsichtsmassnahmen hinsichtlich politischer Korrektheit den mangelnden Wirklichkeitsbezug demokratischer Progressivität freilegt.

In einer seiner letzten Sendungen widmete sich Maher der demokratischen Partei und ihrer herben Niederlage bei der Präsidentschaftswahl von letztem November. Anstatt nun auf die neu gewählte Trump-Regierung loszugehen, könne man sich als Linksliberaler einen kurzen Moment Zeit nehmen,

so Maher, um sich ernsthaft zu fragen, was man selbst falsch gemacht habe.

Manche geben zwar zu, man hätte Trump-Wähler nicht als Vollidioten bezeichnen dürfen. Doch selbst dieses Zugeständnis gehe mit der impliziten Annahme einher: Dumm sind sie schon, wir sollten es nur nicht so unverblümt sagen.

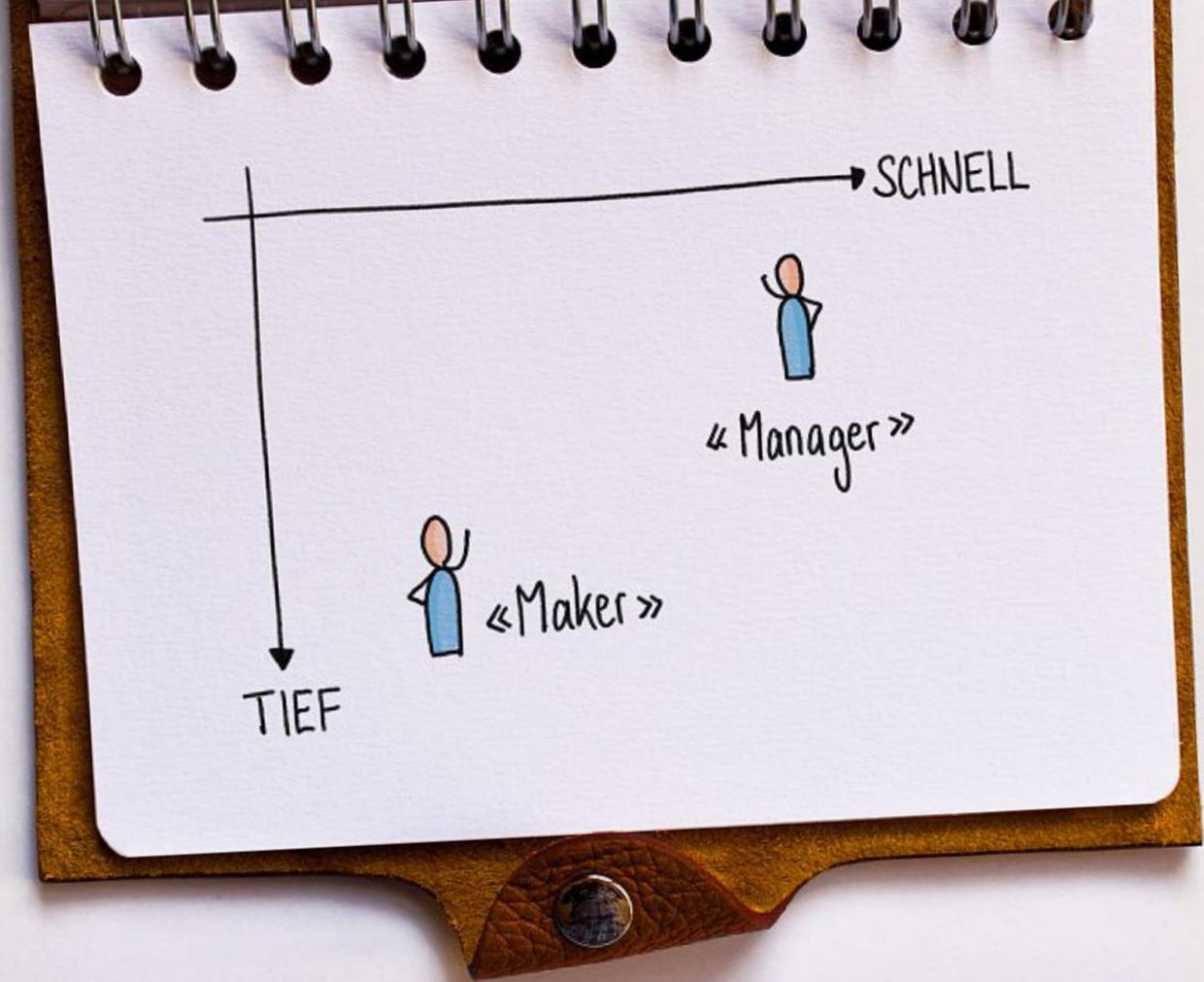
Genau hier sieht Maher den Kern des progressivistischen Problems: dass man sich ohne kritische Selbstprüfung für die Guten und Klugen hält, für die Über-den-anderen-Stehenden. So entstehe «intellektueller Inzest». Vielleicht wärs nun an der Zeit, endlich vom hohen Ross zu steigen und sich auf Augenhöhe mit der anderen Hälfte des Landes auseinanderzusetzen.

Er sei wütend auf die Demokraten, so schliesst der Comedian seinen Monolog, weil ihm als Wähler zwei Dinge am Herzen gelegen hätten: Demokratie und Umweltschutz, und nun sei niemand da, um jene zu verteidigen und sich für diesen einzusetzen. «Ihr habt es mit eurer aggressiv gegen den gesunden Menschenverstand gerichteten Agenda und eurer beschissenen Ausgrenzungsmentalität vermasselt.»

Gerade heute, da wir kurz vor Trumps zweiter Inauguration stehen, lassen Mahers Worte mein Herz höherschlagen, und es steigt erneut etwas Hoffnung in mir auf, dass wir Kinder dieser Erde irgendwie doch noch bei Verstand sind. Konnten wir bisher nicht auf diese uns Menschen eigene Denkfähigkeit und Geistesgabe, auf diesen kollektiven Gemeinsinn bauen? War es nicht eben dieser erfahrungsbezogene und realitätssensible Menschenverstand, der es uns bisher ermöglicht hat, zusammenzuhalten, auch wenn wir verschiedener Ansichten waren, politisch divergierende Einstellungen hatten und aus heterogenen Herkunftsgemeinschaften stammten?

Ich meine schon und hoffe weiter.

KALTËRINA LATIFI ist Essayistin
und Literaturwissenschaftlerin.



KROGERUS & TSCHÄPPELER

SIND SIE EIN MAKER ODER EIN MANAGER?

In jedem Unternehmen, jedem Projekt findet man zwei Arten von Typen: die Maker und die Manager. Die einen, die Maker, kreieren oder produzieren etwas, die anderen, die Manager, organisieren es. Es braucht beide Typen. Ihre Zusammenarbeit aber ist manchmal nicht ganz einfach. Nicht unbedingt weil sie sich nicht mögen, sondern weil sie, wie Paul Graham in einem kleinen Essay festhielt, unterschiedliche *Arbeitsweisen* haben, die stark voneinander abweichen und sich doch gegenseitig bedingen.

Die Reinform des Makers ist der Künstler, der frühmorgens in sein Atelier geht und dann den ganzen Tag an seinem Werk arbeitet – vielleicht vertieft, vielleicht frustriert, aber immer an der gleichen Sache. Die Reinform des Managers ist die Unternehmerin. Auch ihr Tag beginnt frühmorgens, aber sie widmet sich nicht *einer* Aufgabe, sie ist für *alles* zuständig. Ihr Tag ist in winzige Zeiteinheiten eingeteilt, in denen sie telefoniert, organisiert, entscheidet, plant, Probleme löst (mitunter auch: Probleme schafft).

Vereinfacht kann man sagen: Die Maker arbeiten tief, und die Manager arbeiten schnell. Eine Maker-Arbeitsweise benötigt lange, zusammenhängende

Zeiträume (meistens mehrere Stunden), um wirklich produktiv zu werden. Unterbrechungen stören den Flow oder lassen ihn gar nicht erst entstehen. Der Manager-Alltag hat typischerweise viele Unterbrechungen – Meetings, Anrufe, Notifications –, die Aufgabenstruktur der Manager erfordert, dass die Zeit in kleine Einheiten aufgeteilt wird. Ihre Arbeit ist oft reaktiv und weniger tiefgreifend in der Ausführung.

Die Hauptbotschaft lautet, dass die beiden unterschiedlichen Arbeitsweisen eine wunderbare Quelle des Konflikts sind, weil sie sich diametral zueinander verhalten – die Tätigkeiten aber voneinander abhängig sind: Ohne Content kann der Manager nichts organisieren, ohne Organisation ist der Content uferlos. Für Maker und Manager passt das Bonmot, das man auch über manche Beziehung sagt: Das Einzige, das schlimmer ist, als mit dir zu sein, ist, ohne dich zu sein. Die Lösung des Problems ist, wie jeder ahnt, der schon mal in Paartherapie war: Man muss ein tieferes Verständnis für die Arbeitsweisen, Nöte und Bedürfnisse des anderen entwickeln. Indem man miteinander spricht. Das ist kein Aufruf zu mehr Meetings, Gott bewahre! Es ist ein Aufruf zu mehr Rücksicht.

DANKE FÜR IHRE HERZENSWÄRME!



Unser Kolumnist freut sich über Ihre Briefe, Kommentare und Kritik. Lassen Sie ihn wissen, was Sie wissen wollen!

Jetzt ist das neue Jahr auch schon wieder so alt, dass die ersten Lebensmittel des Jahres 2025 ihr Ablaufdatum überschritten haben. Sollte es sich dabei zum Beispiel um Mozzarella handeln, ist übrigens kein Handlungsbedarf gegeben: Mozzarella verwandelt sich erst deutlich jenseits der empfohlenen Verbrauchsfrist zu einem Lebensmittel, das einen eigenen Geschmack entwickelt und nicht nur auf angenehme Weise nach gar nichts schmeckt, inklusive Gummikonsistenz. Aber das wissen Sie ja längst, jedenfalls wenn Sie regelmässig diese Kolumne lesen.

Es ist schwer, ins neue Jahr zu starten, ohne sich gute Vorsätze zu überlegen. Zum Beispiel: Du sollst dich nicht wiederholen. Ich kann Ihnen berichten, dass diese Kolumne die durchlaufende Nummer 651 trägt, was Rückschlüsse auf ihre Laufzeit erlaubt. Hie und da bekomme ich Post von Leserinnen und Lesern, also von Ihnen, in der ich auf Ungeheimheiten zwischen einer aktuellen und einer Kolumne aus dem, sagen wir, Jahr 2015 hingewiesen werde. Ich muss mich dann ein bisschen schämen und mir eine charmante Antwort überlegen (vorher allerdings muss ich die Kolumne aus dem Jahr 2015 aus dem Archiv ausheben und nachschauen, was ich damals eigentlich geschrieben habe).

Apropos Kommunikation. Als ich begann, Kolumnen zu schreiben, war es noch eine Selbstverständlichkeit, dass der Kolumnist, also ich, sich Dinge auszudenken hatte, die er seiner geneigten Leserschaft, also Ihnen, servierte. Ein bisschen ist das noch immer so, mit dem kleinen, aber entscheidenden Unterschied, dass Journalismus keine Einbahnstrasse mehr ist, sondern ein weites Feld für wechselseitige

Informationen eröffnet. Ich bin immer wieder überrascht, manchmal auch beschämt, welche interessante, fachlich hochstehende Diskussionen sich im Forum unter meiner Kolumne entwickeln, weil Sie in den Kommentaren Ergänzungen, Widerspruch, Nachfragen platzieren. Oft bin es dann gar nicht ich, der Fragen beantwortet, sondern jemand von Ihnen, der in die Bresche springt, und das tut der Qualität der Diskussion nur gut. Falls Sie noch keine Vorsätze fürs neue Jahr haben: Nehmen Sie sich doch vor, mehr zu diskutieren, gerne auch mit mir, gerne unter dieser Kolumne in den Kommentaren.

In diesem Zusammenhang kann und möchte ich mich auch für all die Mails, Briefe und sonstigen Zusendungen bedanken, die mich elektronisch, aber auch physisch erreicht haben und erreichen. Sie sind von einer solchen Herzenswärme, dass ich mein Glück bisweilen nicht fassen kann. Glauben Sie übrigens nicht, dass mir wiederholtes Lob unangenehm ist: Ich gehöre zu den Menschen, die gar nicht genug gelobt werden können. Auch auf Kritik antworte ich gern, sogar Beleidigungen entwickeln manchmal ihren eigenen Zauber: Das soll aber keineswegs eine Aufforderung dazu sein, sich lustige Tiernamen für mich auszudenken oder Vergleiche mit abgefuckten Comicfiguren anzustellen. Und wenn es doch sein muss, dann geben Sie sich wenigstens ein bisschen Mühe, weil – das tue ich auch.

Und – das ist mir besonders wichtig – lassen Sie mich doch wissen, was Sie wissen wollen. Ich finde es hochinteressant, wenn Sie konkrete Anliegen haben oder mich auf eine Fährte setzen, wie das gerade erst Leserin Brigitte tat, die mehr über Geschmacksverstärker und eine ideale Welt ohne Glutamat wissen wollte. Der Sache werde ich mich auf jeden Fall annehmen, irgendwann in den nächsten Monaten. Wenn Sie auch Vorschläge haben, schreiben Sie mir direkt an christian.seiler@dasmagazin.ch. Ich bin zwar keine journalistische Jukebox, aber wenn ich die Anfrage interessant finde, werde ich liefern: Das ist mein nächster Vorsatz. Und ein weiterer Vorsatz besteht darin, im Jahr 2025 eine Tour durch Schweizer Städte zu machen, um bei gutem Essen über Essen zu reden, zum Beispiel mit Ihnen, wenn Sie dann mit von der Partie sein wollen.

Ausserdem nehme ich mir vor: meine älteren Springpfannen endlich wieder so sauber zu kriegen, dass ich mich nicht mehr für sie schämen muss (sie sind aber auch wirklich nicht soo einfach zu putzen, oder?). Nicht immer so viel Butter zu verwenden – Anregung aus der Leserschaft und vom Kollegen Mathias Plüss. Aber wenn Butter, dann viel Butter, richtig? In der Küche aufräumen und alle Geräte versorgen, die ich nicht mindestens einmal pro Woche brauche – haben Sie das hingekriegt und, wenn ja, wie? Und vor allem: wohin?

Und natürlich: Kochen, was das Zeug hält. Im Wirtshaus nach dem Rezept fragen, wenn mir was schmeckt. Von den Besten lernen – und zuhören, zum Beispiel Ihnen.

Gutes 2025.

Wurden Murali und Mugunthan von Neonazis ermordet?

Bei einem Brand in Chur starben 1989 vier Menschen aus Sri Lanka, darunter zwei Kinder. Unsere Recherchen zeigen: Alles deutet auf einen Anschlag von Rechtsextremen hin. Doch die Polizei ist dieser Spur nie nachgegangen.

TEXT BARBARA ACHERMANN & ANJA CONZETT
BILDER YVES BACHMANN

Die beiden Brüder waren unzertrennlich. Sie spielten Fussball, badeten abends mit extra viel Schaum und assen lieber Spaghetti als das tamilische Chicken ihrer Mutter. Die Namen der Brüder waren Balamurali und Balamugunthan.

Es sind fremd klingende Namen, die für uns schwierig zu merken sind. Aber wenn man sie ein paarmal laut ausspricht, dann bleiben sie im Gedächtnis. Man kann die Namen auch abkürzen, so wie es ihre Eltern und Freunde taten: Murali und Mugunthan.

Die beiden lebten in St. Gallen, sprachen Deutsch, waren in der Schule unauffällig. Die dunklen Haare wuschelig, das Jeanshemd vor dem Bauch geknotet, so sieht man sie auf Fotos, so beschreiben sie auch ihre Eltern, ihre Schwester, ihre ehemalige Lehrerin.

Der Ältere, Murali, half gern. Schon als kleiner Junge stieg er auf einen Stuhl, um abzuwaschen, und staubsaugte die Familienwohnung an der Oststrasse im Stadtteil St. Fiden. Einmal fragte er einen Gärtner, ob er

für ihn arbeiten dürfe, er wolle mit dem Lohn die Eltern unterstützen.

Der Jüngere, Mugunthan, fühlte sich immer ein wenig benachteiligt. Er befürchtete, seine Eltern liebten die kleine Schwester mehr als ihn. Doch Mugunthans Angst war unbegründet: Sie liebten jedes ihrer drei Kinder gleich fest, bedingungslos, von ganzem Herzen.

Murali und Mugunthan werden für immer Kinder bleiben, zehn und neun Jahre alt.

Am 2. Juli 1989, in der Nacht von Samstag auf Sonntag, wurden die beiden Buben in Chur getötet. Ein Feuer verwüstete die Asylunterkunft, in der sie schliefen. Sie erstickten am Kohlenmonoxid.

Zusammen mit den beiden Kindern starben ein weiterer Jugendlicher und ein Mann: der achtzehn Jahre alte Saththivel Thambirajah und der vierzig Jahre alte Thevarajah Sinethamby.

Vier Tamilen kamen ums Leben, die in der Schweiz Schutz vor dem Krieg in ihrer Heimat suchten.

Es hat viel mit Zufall zu tun, dass wir hier die Lebensgeschichte von Mu-

rali und Mugunthan erzählen und die mysteriösen Umstände, die zu ihrem brutalen Tod führten. Denn der Brand, bei dem sie vor fünfunddreissig Jahren ums Leben kamen, ging nicht in das kollektive Gedächtnis der Schweiz ein, nichts erinnert mehr daran, keine Tafel, keine Reden, und auch wir sind zufällig darauf gestossen. Der Historiker Damir Skenderovic hatte den Fall beiläufig erwähnt, in einem Interview mit der NZZ.

Weil wir vorher noch nie von dem Brand gehört haben, lesen wir in der Schweizerischen Mediendatenbank nach, was damals berichtet wurde. Es gab nur wenige Artikel, aber ein paar Journalisten und Politikerinnen stellten die Vermutung auf, die vier tamilischen Geflüchteten könnten bei einem rechtsextremen Anschlag ums Leben gekommen sein. Wir fragen uns: Ist das möglich? Und falls ja, warum gab es darüber keine Debatte? Und weshalb wurden die Mörder nie gefasst?

Wenn wir bisher an rechtsextreme Anschläge dachten, dann an Anschläge in Deutschland, etwa den in Solingen, bei dem im Mai 1993 zwei Erwachsene und drei Kinder getötet wurden. Ein



Das letzte Foto der beiden Buben, aufgenommen am 21. März 1989: Mugunthan (links) und Murali (rechts) feiern den sechsten Geburtstag ihrer Schwester Mena. Wenige Wochen später sind sie tot.

Mahnmal erinnert an die Tat, Strassen wurden nach den Opfern benannt, der deutsche Bundespräsident hielt 2023 zum dreissigsten Jahrestag eine Gedenkrede. Es gibt Bücher über Solingen, Filme, Schulmaterial, sogar ein Hörspiel und Popsongs.

Aber über den Brand in Chur gibt es nichts. Und leider, so müssen wir im Verlauf unserer Nachforschungen feststellen, ist dieses Nicht-Erinnern kein Zufall; es folgt einem Muster.

Unsere Suche beginnt nicht bei den Hinterbliebenen, die sind zunächst unauffindbar, sondern bei Reto Padrutt in seinem Zuhause in Zürich. Wo genau er wohnt, das dürfen wir nicht schreiben, das sei ihm «zu heikel». Er sagt das gleich zu Beginn unseres Treffens, während er, im Garten stehend, eine Zigarette raucht.

Padrutt, heute achtundsiebzig Jahre alt, war früher Journalist. Er berichtete zusammen mit dem Reporter Andreas Hoessli für die «Rundschau» über den Anschlag von Chur und recherchierte viele Jahre lang in der rechtsextremen Szene. In jener Zeit, so erzählt er uns, habe er in einem Mehrfamilienhaus gewohnt, bei dem die Eingangstür kaputt war, sie liess sich nicht mehr abschliessen. Und so ist er «ziemlich erschrocken», als er einen Brief von der rechtsextremen Patriotischen Front erhielt, in dem stand, man

Auf einem Flugblatt in Chur stand: «ATO – Anti Tamilen Organisation. Für eine saubere Schweiz.»

wisse von der kaputten Tür und werde bei ihm Feuer legen.

In der hellen Wohnung im ersten Stock setzen wir uns an den Holztisch, auf dem schon die Unterlagen bereitliegen, die Padrutt für uns aus dem Keller geholt hat. Es sind seine Notizen zum Brand von Chur. Wir lassen den Kaffee kalt werden und stürzen uns stattdessen auf die sorgfältig geordneten Blätter. Padrutt und sein Kollege trugen damals Hinweise zusammen, die auf einen Anschlag aus der rechtsextremen Szene hinweisen.

Später schicken wir der Staatsanwaltschaft in Chur einen eingeschriebenen Brief und bitten um Einsicht in sämtliche Untersuchungsakten zum Brand. Wir sprechen mit ehemaligen

Polizisten, mit einer Augenzeugin, einem Anwalt und mit weiteren Journalisten.

In St. Gallen treffen wir schliesslich auch die Schwester und die Eltern der beiden toten Buben. Die Familie zu finden, war schwierig, denn die Behörden und folglich auch die Presse hatten damals den Nachnamen falsch geschrieben, Kandian statt Kandiah. Beim jüngeren der Brüder stimmte auch der Vorname nicht: Balamuganthan statt Balamugunthan. Fehler, die bezeichnend sind für die Art und Weise, wie man mit der Familie umging, und auch dafür, wie die Ermittlungen geführt wurden.

Ein feierlicher Abend, eine grauenvolle Nacht

Der 1. Juli 1989 war ein kühler und regnerischer Samstag. In St. Gallen hatten gerade die Sommerferien begonnen, doch Vasanthi und Siva Kandiah mussten arbeiten. Sie waren angestellt als Küchenhilfen, typische Jobs für Tamilen, die in den späten Achtzigern aus dem Bürgerkrieg in die Schweiz geflüchtet waren. Ihren Söhnen und der sechsjährigen Tochter Mena war es langweilig, so allein zu Hause. Sie wollten zu einem Familienfest nach Chur, doch die Eltern erlaubten es nicht. Nun geschah etwas, das in allen Familien passiert und eigentlich harmlos ist. Die Kinder quengelten, es kam zum Streit, Mutter und Vater gingen genervt zur Arbeit.

Es war die letzte Begegnung der Eltern mit ihren Söhnen.

Die drei Geschwister reisten noch am gleichen Tag mit ihrem Onkel nach Graubünden – gegen den Willen der Eltern. Abends standen die Kinder in der Küche an der Alexanderstrasse in Chur und telefonierten kleinlaut mit der Mutter. «Morgen holen wir euch ab», sagte sie.

Es soll ein feierlicher, ein friedlicher Abend gewesen sein. Fünfzehn Tamilen versammelten sich an jenem Samstag in der Viereinhalb-Zimmer-Wohnung im Obergeschoss, der Rest des Hauses stand leer. Die Gäste waren aus verschiedenen Kantonen angereist. Ursprünglich kamen die meisten aus demselben Dorf in der Nähe der Stadt Jaffna und waren auf die ein

oder andere Art miteinander verwandt. Um halb zehn gab es Abendessen. Vor einem leeren Stuhl wurde ein zusätzlicher Teller aufgestellt, so wie es bei Hindus Brauch ist, um der Toten zu gedenken, in diesem Fall des Grossvaters der drei Kinder. Alkohol trank niemand, einige rauchten. Um Viertel nach zwölf legte sich der Letzte schlafen.

Zwei Stunden später, nachts um 2.14 Uhr, wählte ein Nachbar den Notruf und meldete der Stadtpolizei Chur, dass das alte Haus an der Alexanderstrasse 38 in Flammen stehe. Zuerst brach Verwirrung aus, dann Panik, dicker Rauch füllte die Zimmer. Plötzlich ging das Licht aus, und es war stockdunkel. Weil das Treppenhaus brannte, konnte sich nur retten, wer



Mena Nirozan hat den Brand überlebt. Sie denkt heute noch jeden Tag an ihre Brüder.



Siva Kandiah, der Vater der getöteten Buben, lebt in Angst.

aus dem Fenster sprang, fünf Meter in die Tiefe. Die meisten verletzten sich dabei. Jemand warf die bewusstlose Mena aus dem Fenster, ein anderer fing das Mädchen unten auf. Zwei

Männer trauten sich nicht zu springen, der achtzehnjährige Saththivel Thambirajah und der vierzigjährige Thevarajah Sinnethamby. Ihre Körper verbrannten bis zur Unkenntlichkeit. Die

beiden Buben Murali und Mugunthan erstickten in ihren Betten. Wahrscheinlich im Schlaf.

Gestutzte Hecken, grüssende Nachbarn

Margarethe Sauter war dabei, als die Feuerwehr die leblosen Körper der beiden Buben aus dem brennenden Haus holte und später die Überreste der beiden Männer barg. Sie wohnte direkt gegenüber.

Wir treffen Sauter in Chur und spazieren zur Alexanderstrasse 38, wo die vier Menschen ihr Leben liessen. Heute steht dort ein Mehrfamilienhaus inmitten einer idyllischen Nachbarschaft mit Apfelbäumen, gestutzten Hecken, grüssenden Anwohnern – keine Spur mehr von dem, was sich vor fünfunddreissig Jahren ereignete.

Als wir vor Margarethe Sauters alter Wohnung stehen, kommt eine Frau mit dem Velo nach Hause. Wir fragen, ob sie wisse, was gegenüber geschehen ist. Sie nickt. Dann wechselt sie das Thema.

Margarethe Sauter war damals Anfang zwanzig, Fotografin für das «Bündner Tagblatt», und lag im Bett, als sie durch die Schreie ihrer tamilischen Nachbarn geweckt wurde. Sie riss den Fensterladen auf, rief die Feuerwehr, schnappte sich ihre Decke und rannte nach unten. Die Decke legte sie einem Mann um die Schultern, der den Flammen nur spärlich bekleidet entkommen war.

Niemand aus der Nachbarschaft hatte eine Leiter, die lang genug gewesen wäre, um in den ersten Stock zu reichen. Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Feuerwehr kam, aber für Margarethe Sauter fühlte es sich an wie eine Ewigkeit. Danach tat sie das Einzige, was sie noch tun konnte – ihren Job. Sie holte ihre Kamera und dokumentierte. Auch für die Zeitung, aber nicht nur deshalb. Denn für sie sei schon im ersten Moment klar gewesen: «Mord.»

Einerseits weil der Brand unten im Treppenhaus, im unbewohnten Parterre, zu wüten begonnen hatte. Andererseits wegen der Stimmung damals in Chur. Eine Stimmung, die Fremden gegenüber feindselig war.

Drei Wochen vor dem Anschlag hingen in der Stadt fotokopierte Zettel. In dreidimensional gestalteten Buchstaben stand dort:

«ATO – Anti Tamilen Organisation. Für eine saubere Schweiz.»

Reto Padrutt, der Journalist, den wir in Zürich besuchten, hat eine Kopie des Flugblatts in seinem Ordner abgelegt. Wer es damals verbreitet hatte, konnte er nicht herausfinden. Er stiess aber in Chur auf ein mit Hakenkreuzen und SS-Runen verspraytes Haus, das

wohl als eine Art Treffpunkt für Rechtsextreme diente. Padrutt hat auch Namenslisten erstellt mit Leuten, die Mitglieder rechtsextremistischer Organisationen waren. Darunter sind mehrere Personen aus Graubünden und dem angrenzenden St. Galler Rheintal.

In den Untersuchungsakten, die wir von der Staatsanwaltschaft erhalten haben, finden wir ein weiteres Dokument, dessen Inhalt nur schwer zu ertragen, aber von Bedeutung ist: eine Art Bekenner schreiben zum Brandanschlag, adressiert an den damaligen Bündner Regierungsrat Luzi Bärtsch:

Brandstiftung? JA!
Dritte und letzte Warnung an
B.Rat Koller, Arbenz &
Polit-Konsorten:
RAUS MIT DEM ASYLANTEN-
u. RAUSCHGIFTPACK AUS
UNSEREN DÖRFERN u. STÄDTEN.
ODER WIR VERHEIZEN DAS
GESINDEL, BIS KEINER MEHR IN
UNSEREN HÄUSERN IST!

Unterschieden ist der Brief mit pakt rütlischwur 1991.

«Tamilenbatzen»

Die Menschen aus Sri Lanka, die Ende der Achtziger und in den frühen Neunzigern in die Schweiz kamen, weckten Ängste und Missgunst. Obwohl sie aus einem Bürgerkrieg flohen, obwohl sie als Angehörige der tamilischen Minderheit in ihrer Heimat verfolgt wurden, galten sie als falsche Flüchtlinge. Eine Motion im Nationalrat, die politisch breit abgestützt war, forderte eine Unterscheidung zwischen «un-

echten und echten Flüchtlingen». Die Tamilen, hiess es, «werden in der Schweiz kaum je heimisch werden».

In Thun war die Unterscheidung, oder eher Diskriminierung, bereits real. Die tamilischen Geflüchteten bekamen von den Behörden, anders als andere Asylbewerber, keine Schweizer Franken, sondern sogenannte Tamilenbatzen. Das waren Münzen, die aussahen wie Spielgeld und mit denen sie in den lokalen Läden einkaufen mussten.

Parteien wie die Nationale Aktion, die Autopartei, die Vigilance und die Lega dei Ticinesi hetzten gegen die Tamilen und machten Fremdenfeindlichkeit zu ihrem Programm – das Antirassismus-Gesetz trat erst 1995 in Kraft.

Auch die Medien spielten eine unrühmliche Rolle. Der «Blick» führte eine Kampagne gegen die Tamilen, bezeichnete sie als «Männer in Lederjacken» und kolportierte, der Drogenhandel in der Schweiz werde von den «Heroin-Tamilen» kontrolliert. Eine

Studie des Bundes kam später zum Schluss, dass die Kriminalitätsrate der eingewanderten Sri Lanker gleich hoch war wie die der Schweizer Bürger. Andere Zeitungen zogen mit, der Presserat rügte damals den «Tages-Anzeiger», weil in einem Artikel fälschlicherweise behauptet wurde, mehr als die Hälfte der tamilischen Männer in der Schweiz hätten ein Alkoholproblem.

Die Fotografin Margarethe Sauter erinnert sich an keine Anti-Tamilen-Flugblätter und bekam nur wenig von den Neonazi-Gruppierungen mit, die damals in Graubünden aktiv waren. Aber die Haltung, den Flüchtlingen mit der dunklen Haut nicht mit Wohl-

wollen zu begegnen, die war verbreitet, sagt sie. Sogar in der Brandnacht. Die Hälfte der Nachbarn habe geholfen, mit Decken, Wasser und erster Hilfe. Die andere Hälfte lehnte über den Zaun und palaverte. «Geschieht ihnen recht, hätten sie halt nicht hierherkommen sollen», hörte Margarethe Sauter jemanden sagen, während die Feuerwehr damit beschäftigt war, die Leichen von Murali und Mugunthan zu bergen.

Die Aufnahmen, die Margarethe Sauter machte, erschienen am nächsten Tag im «Bündner Tagblatt» – die Negative hat sie vor ein paar Jahren verschnitten. Es war ein symbolischer

Die Schwester

Als es in der Nacht zum 2. Juli 1989 zu regnen begann, kam die kleine Mena vor dem brennenden Haus zu sich. Ein Polizist trat auf sie zu und fragte, was ihre Brüder getragen hätten. Sie antwortete: Murali eine türkisfarbene Hose, Mugunthan eine rote.

Unterdessen ist Mena kein Mädchen mehr, sondern eine Frau von einundvierzig Jahren. Sie lebt noch immer in St. Gallen, hat geheiratet und heisst deshalb nicht mehr Kandiah, sondern Nirozan. Am Telefon sagt sie, sie wisse nicht, warum sie uns überhaupt zurückrufe. «Eigentlich spreche ich ja nicht einmal mit meinen Eltern darüber, was passiert ist.»

Schliesslich willigt sie doch zu einem Treffen ein. Wir verabreden uns im Café Roox in St. Gallen. Es liegt an einer Hauptstrasse, die Tischchen stehen auf dem Trottoir, kein idealer Ort für private Gespräche. Mena Nirozan kommt direkt vom Büro, sie arbeitet als Personalfachfrau in einem Unternehmen, trägt Bluse und Blazer und wirkt auf eine freundliche Art zurückhaltend.

Schweigen, so hat die Familie Kandiah versucht, mit dem Schmerz umzugehen. Dass ihre Brüder gestorben sind, hätten ihr die Eltern nie gesagt, irgendwann habe sie es einfach gewusst, erzählt Mena Nirozan. Nachdem sie aus dem Spital in Chur entlassen worden war, fuhren sie zu dritt zurück nach St. Gallen. Als sie die Wohnung betraten, rissen ihre Eltern

als Erstes alle Bilder der hinduistischen Götter von den Wänden. «Es waren viele Bilder», sagt Mena trocken. Sie schlief von nun an im Ehebett, weil sie schlafwandelte und von ihren Brüdern träumte. Und weil ihre Eltern furchtbare Angst um sie hatten.

Angst. Das Gefühl beherrschte ihre Kindheit, ihre Jugend, selbst ihr Leben als Erwachsene. Sie sei, sagt sie, in einem «goldenen Käfig» aufgewachsen. Ihre Eltern fürchteten ständig, jemand könnte ihr etwas antun. Sie liessen sie nicht aus den Augen, überschütteten sie gleichzeitig mit Zuneigung. Selbst nachdem sie geheiratet hatte, wollte und konnte Mena ihre Eltern nicht alleine lassen, also zog ihr Mann bei ihnen ein. Das Paar bekam zwei Söhne. «Der Ältere ist dünn und dunkel wie Murali, der jüngere mollig und hell wie Mugunthan.» Das sei tröstend. «Als würde etwas von meinen Brüdern in meinen Söhnen weiterleben.»

In all den Jahren hat Mena Nirozan kaum je über das Trauma jener Nacht gesprochen, aber es hat sich in ihrem Unterbewusstsein festgesetzt. Es müsse vor etwa sechs Jahren gewesen sein, als sie auf der deutschen Autobahn nach Hause fuhr und aus den Augenwinkeln sah, wie neben der Strasse etwas brannte. «Ich stellte das Auto einfach ab, mitten auf der Überholspur.» Sie habe, ohne zu überlegen, den Zündschlüssel abgedreht. Passiert sei glücklicherweise nichts, ihr Mann sass

Akt, um die Bilder nicht länger mit sich herumtragen zu müssen.

Was sie sich bis heute nicht erklären kann: «Ich habe damals für die Zeitung viele Verkehrsunfälle fotografiert. Oft stand nachher der Untersuchungsrichter da und hat den Film eingezogen.» Nicht hier. Obwohl einer der Nachbarn die Polizei darauf hinwies, dass sie Aufnahmen gemacht habe, wurde sie nie einvernommen. «Ich war die Einzige, die in dieser Nacht fotografiert hat. Meine Bilder, das war Beweismaterial – und sie haben nicht einmal danach gefragt.»

neben ihr und schaffte es, das Auto auf den Pannestreifen zu lenken.

Während Leute mit Laptotaschen an unserem Tischchen vorbei in den Feierabend schlendern, erzählen wir ihr von den Untersuchungsakten, die wir einsehen konnten. Von den rechtsextremen Flugblättern, davon, dass ihre Brüder eventuell bei einem Anschlag ums Leben gekommen sind und wir der Sache nachgehen wollen.

Sie schweigt und schaut auf ihre kunstvoll lackierten Fingernägel. «Das zu hören, ist hart», sagt sie schliesslich. «Es macht mich sehr traurig.» Fragen stellt sie keine, stattdessen denkt sie nach und sagt dann. «Ich habe die Schweiz nie als rassistisches Land erlebt, wurde nie diskriminiert, ja nicht einmal beleidigt. Und jetzt das.»

Es ist ein beklemmender Moment. Mena sagt, sie sei davon ausgegangen, dass der Brand ein Unfall war. Sie deutet an, wir hätten gerade eine Gewissheit infrage gestellt, die für sie bisher unbestritten war: die Gewissheit, dass sie und ihre Familie in diesem Land gleichbehandelt werden wie alle anderen. →



Der Tatort: Das Haus an der Alexanderstrasse 38 in Chur, abgebrannt am 2. Juli 1989.

Skinheads und Fröntler

Der Anschlag auf die Asylunterkunft an der Alexanderstrasse in Chur kam nicht unerwartet und war, wie wir im Verlauf der Recherche feststellen, kein aussergewöhnliches Ereignis. In den Achtzigern und frühen Neunzigern erstarkte der Rechtsextremismus. Unter Historikern heisst die Zeit «kleiner Frontenfrühling». Der Begriff Front, den faschistische Bewegungen in der Schweiz erstmals in den Dreissigerjahren benutzten, wurde nun von Schweizer Neonazis aufgegriffen, sie nannten sich Neue Front, Patriotische Front, Schaffhauser Front und so weiter. Rassismus war auch Teil einer Jugendkultur, die aus England kam. In fast jedem Sekschulhaus gab es einen Skinhead mit Springerstiefeln, der Ausländer anpöbelte und sich mit Linken prügelte.

Die Schweiz blickte mit einer gewissen Neugier auf die Rechtsextremen. Sie galten als Freaks, wurden von Fernsehteams besucht und in Talkshows eingeladen. So kam es, dass ein Luzerner mit Rauschebart bald fast so bekannt war wie ein Bundesrat. Marcel Strelbel, der Anführer der Patriotischen Front, durfte seine kruden Ideen im «Zischtigsclub» ausbreiten. Dass er bereits im Foyer des Fernsehstudios eine Frau als «schwarze Hure» beschimpfte, sie schubste und ansprackte,

hielt die TV-Macher nicht davon ab, ihn in der Sendung willkommen zu heissen.

Gerne hätten wir über all das mit Jürg Frischknecht gesprochen. Frischknecht war ein bekannter Ostschweizer Journalist und kannte sich wie kein anderer in dieser Szene aus. Leider ist er vor einigen Jahren gestorben. Er hat aber ein Buch hinterlassen über «die neuen Fröntler und Rassisten», eine Art Grundlagenwerk, auf dessen Cover vier weiss ver mummt Gestalten des Zuger Ku-Klux-Klan abgebildet sind. Nachdem wir das Buch gelesen haben, in dem auch der Anschlag in Chur kurz erwähnt wird, kleben drei Dutzend Post-its zwischen den Seiten – ein Zettelchen für jede rassistische Gewalttat:

Im selben Jahr, in dem Murali und Mugunthan ihr Leben liessen, wird in Fribourg Mustafa Yildirim, vierundvierzig Jahre alt, Kurde und Vater von drei Kindern, von einem rassistischen Lehrling zu Tode geprügelt.

Und in Regensdorf tötet der Schweizer Ex-Boxchampion Walter E. den Tamilen Santhakumar Sivaguru mit einem einzigen Faustschlag. Der Wirt, der um seinen jungen Hilfskoch trauerte, sagte später: «Jedes Mal, wenn er in die Küche trat, war es, als ginge die Sonne auf.»

Eine Spur

An zwei schwülen Sommertagen sitzen wir in einem Büro der Staatsanwaltschaft Graubünden. Die Beamtinnen sind freundlich und hilfsbereit; durchs offene Fenster dringen die Rufe der Buben vom nahen Fussballplatz. Wir studieren die Akten der vier Brandanschläge, die zwischen November 1988 und August 1989 im Kanton Graubünden verübt wurden.

29. November 1988, Klosters-Selfranga: Brandanschlag auf ein Bundesasylzentrum, in dem sechs Hilfsarbeiter untergebracht sind. Sie überleben unverletzt. Später geht bei der Polizei ein anonymes Anruf ein:

«Wir machen weiter.» Unterstützerinnen von Asylsuchenden erhalten anonyme Drohbriefe, sie enden mit «PS: Ihre Wohnung könnte das nächste Objekt sein.» Täterschaft unbekannt.

2. Juli 1989, Chur: Der Brand an der Alexanderstrasse, vier Tote.

2. August 1989, Chur: Brandstiftung im Durchgangszentrum Loëstrasse, in dem hundert Menschen wohnen. Ein Bewohner des Heims, der noch wach ist, kann den Brand löschen.

7. August 1989, erneut das Durchgangszentrum Loëstrasse: Brandstiftung im Aufgang zur Treppe. Das Feuer kann durch die Anwohner, Betreuer und den Feuerinspektor der Stadt

Zwischen 1988 und 1993 gab es in der Schweiz dreizehn Todesopfer rechtsextremer Gewalt. Gemessen an der Bevölkerungszahl, sind das mehr als überall sonst in Europa und auch deutlich mehr als in Deutschland. Welche Strassennamen in der Schweiz erinnern an sie? Welcher Bundesrat gedenkt ihrer? Welche Geschichtslehrerin spricht über sie?

In Frischknechts Buch lesen wir, dass es die rechtsextremen Gruppen besonders auf tamilische Flüchtlinge abgesehen hatten. So auch bei der sogenannten Tamilenjagd von Zug. Fünfundzwanzig Männer und Frauen der Patriotischen Front trafen sich am 20. Mai 1989 auf dem Landsgemeindeplatz. Ihre Absicht: mit Fäusten, Stöcken und Veloketten Tamilen verprügeln. Sie stürzten sich auf die Ahnungslosen, viele waren gerade auf dem Heimweg von der Arbeit. Es gab Schwerverletzte.

Erneut nehmen wir unsere Post-its hervor, wir möchten zählen, wie oft in jenem Jahr in der Schweiz eine Flüchtlingsunterkunft angegriffen wurde. Es waren dreizehn Mal. Allein in Graubünden brannte es viermal. Und so fragen wir uns: Gibt es vielleicht einen Zusammenhang zwischen den Bränden im Kanton?

Chur, der im Nebenhaus wohnt, gelöscht werden.

Beim Sichten der Akten stellen wir fest: Nicht nur erfolgten alle vier Brandanschläge auf Unterkünfte für Geflüchtete – die Täterschaft ging auch in jedem der Fälle gleich vor. Der Brand wurde jeweils in der Nacht gelegt, mit Brandbeschleuniger im Eingangsbereich, sodass den schlafenden Bewohnern der Fluchtweg abgeschnitten wurde.

Die Parallelen sind offensichtlich, zumindest für uns. Die Bündner Polizei sah das damals anders. In den Untersuchungsakten zum Fall Alexanderstrasse werden die anderen Brandanschläge nur am Rand erwähnt – ein

näherer Zusammenhang sei nicht zu finden.

Die Polizei bildete im Fall Alexanderstrasse eine Sonderkommission. Sie befragte zehn der tamilischen Flüchtlinge, die den Brand überlebt haben, zwei Männer, die den Brand gemeldet hatten, einen für die Wartung zuständigen Elektromonteur, den Inhaber der Garage im Parterre und eine Person, die etwas Verdächtiges meldete. Insgesamt sprach die Polizei mit weniger Menschen, als wir für diese Recherche befragt haben.

In den Unterlagen steht, wo die Sonderkommission den Schwerpunkt legte: Erstens wollten sie herausfinden, ob der Brand ein Unfall war (zum Beispiel ein Elektrobrand oder eine brennende Zigarette); zweitens, ob die Asylsuchenden selbst die Täter waren,

obwohl es dafür nicht einen einzigen Hinweis gab. Sie stellten Fragen wie: «Bestehen Rivalitäten unter den Tamilen? Sind Racheakte von Libanesen und Syrern gegenüber den Tamilen die Auslöser dieser Brandanschläge?»

Die Frage, ob es sich um den Anschlag einer rechtsextremen Gruppe mit fremdenfeindlichem Motiv handeln könnte, suchen wir in den Akten vergebens. Trotz Flugblatt, Bekennerschreiben und drei weiteren Anschlägen auf Flüchtlingsunterkünfte in weniger als einem Jahr.

Der Nachrichtendienst wird eingeschaltet, um «politische Zusammenhänge herauszufinden». Was genau damit gemeint war, ist in den Akten der Staatsanwaltschaft nicht dokumentiert – aber die Stossrichtung lässt sich aus zwei Nebensätzen heraus-

lesen: Dem Nachrichtendienst sei es nicht gelungen «in diesen ausländischen Personenkreis einzudringen». Weiter würden Mitarbeiter fehlen, «welche bei den Tamilen als Polizisten nicht bekannt sind». Man fokussierte also auch beim Nachrichtendienst einzig darauf, unter Tamilen und anderen Flüchtlingsgemeinschaften verdeckt zu ermitteln.

Wir stellen konsterniert fest: Die Strafverfolgungsbehörden haben gar nicht erst im rechtsradikalen Milieu ermittelt. Ja, sie taten überhaupt wenig, um den Fall aufzuklären.

Aber vielleicht tun wir ihnen ja unrecht, vielleicht haben wir etwas übersehen? Wir bitten einen Experten um Hilfe.

Ein fassungsloser Polizist

Hannes Tarnutzer ist pensionierter Polizist und war in jener Nacht vor fünfunddreissig Jahren an der Alexanderstrasse im Einsatz. Tarnutzer, fester Händedruck, aufrechter Gang, heisst in Wirklichkeit anders. Wir treffen ihn in einem Bistro in Landquart. Während am Nebentisch zwei Kinder spielen, holen wir aus unserem Rucksack die Akten hervor, die uns die Angehörigen der Opfer ausgehändigt haben. Es ist das erste Mal, dass Tarnutzer die vollständige Untersuchung sieht.

Er hat die Nacht nicht vergessen, auch wenn es in seinen fast dreissig Jahren bei der Polizei nicht sein einziger Brandeinsatz mit Todesopfern war. «Die Bilder sind das eine. Der Geruch...» Tarnutzer hält inne und sagt dann: «Mit heutigen Methoden hätten wir die Täterschaft überführt. Aber damals waren die Mittel halt sehr begrenzt. Das muss man berücksichtigen.»

Als wir ihm den Bundesordner überreichen, legt sich seine Stirn in Falten. «Das ist alles?», fragt er mit Blick auf den knapp vier Zentimeter hohen Stapel Papier.

Das ist alles.

Er wisse von einem Fall einer Diebstahlserie. Da würden 15 Kilogramm Akten bei der Staatsanwalt-

schaft liegen. Dann beginnt er zu blättern.

Zwei Tage nach dem Brand meldete ein Anwohner, der sein Auto in der Seitengasse zur Alexanderstrasse geparkt hatte, dass ihm Benzin aus dem Tank gestohlen wurde. Ein Putzlappen stecke in der Tanköffnung, der Tankdeckel sei unauffindbar. «Warum haben sie keine Fingerabdrücke vom Auto genommen?», fragt Tarnutzer laut. Auch vom Anti-Tamilen-Flugblatt und dem Bekennerschreiben – «Keine Fingerabdrücke, keine Untersuchungen, auf was für einem Gerätetyp das verfasst wurde, keine Anfragen bei den Druckereien in der Region...». Tarnutzer ist auch erstaunt, dass die Zaungäste in der Brandnacht nicht befragt wurden. «Gerade bei möglichen Brandstiftungen findet man die Täterschaft nicht selten unter den Gaffern.»

Wir blättern weiter zum Bericht des wissenschaftlichen Dienstes der Stadtpolizei Zürich. Dazu muss man wissen: Wenn es in Graubünden Tote gab, wurden meist Experten von aussen geholt, weil die Bündner Kantonspolizei dafür nicht ausgerüstet war. Die Zürcher Forensiker stellten fest, dass die Haustüre beim Eintreffen der Polizisten in der Brandnacht offen stand, obwohl die Bewohner versicherten, die Türe sei zu gewesen, als

sie sich schlafen legten. Den Schwerpunkt ihrer Ermittlungen legten sie auf eine Autowachsbüchse, die im Treppenhaus gefunden wurde. Im Labor untersuchten sie den Inhalt und kamen zum Schluss, dass das, was mal in der Büchse drin war, «als Brandbeschleuniger geeignet» sei.

Das Fazit der Zürcher Experten: «Eine Brandstiftung steht im Vordergrund.»

Zur These ihrer Bündner Kollegen, dass der Brand wegen eines Kurzschlusses im Sicherungskasten entstand, schreiben die Zürcher, das sei «nicht wahrscheinlich», weil das Licht in der Wohnung noch funktionierte, als der Brand entdeckt wurde, und weil der Brand nicht im ersten Stock ausbrach, wo sich der Sicherungskasten befand, sondern unten im Treppenhaus, wo es weit und breit keine Elektroanschlüsse gab.

Ein Kurzschluss, schreiben die Forensiker weiter, liesse sich aber auch «nicht vollständig ausschliessen». Letzteres wertet Tarnutzer als reine Pro-forma-Aussage. «Wenn ich das lese, ist es für mich sonnenklar: Brandstiftung. Gemäss Sachverhalt mit dringendem Verdacht auf qualifizierte Tötung – Mord.» —>

Tarnutzer sagt, es mache ihn stutzig, dass seine Kollegen in Chur nicht mit entsprechendem Nachdruck ermittelten – «sondern larifari, als wäre nur ein Adventskranz abgefackelt». Noch etwas stört ihn: Ob in der Büchse tatsächlich Autowachs war oder sie mit etwas anderem gefüllt wurde – etwa mit Benzin –, das mussten die Forensiker offenlassen. Um den Inhalt genauer zu untersuchen, hätte die Bündner Polizei einen speziellen Auftrag an die Zürcher Kollegen rausgeben müssen. Das taten sie aber nicht. Die Büchse – und damit eines der wichtigsten Beweismittel – wurde vernichtet.

Tarnutzer sucht in den Unterlagen nach Erklärungen. Dann wird er plötzlich still. Beginnt vor- und zurückzublättern. Wechselt immer wieder zwischen den gleichen zwei Seiten, bis er schliesslich leise sagt:

«Gopfertammi.»

Er deutet auf zwei Daten: Am 10. Oktober 1989 schickten die Zürcher Forensiker den Bericht mit dem Fazit: «Brandstiftung im Vordergrund.» Am 5. Oktober – also fünf Tage vorher – und nur drei Monate nach der Brandnacht beantragte die Sonderkommission im Fall Alexanderstrasse ihre Auflösung. «Sie haben noch nicht einmal den forensischen Bericht abgewartet, bevor sie den Sack zumachen wollten.» Tarnutzer atmet tief durch. «Das ist ziemlich krass.»

Es ist der Moment, in dem für uns kein Zweifel mehr besteht: Was im Fall Alexanderstrasse geleistet wurde, war im besten Fall unterirdische Polizeiarbeit. Eher aber ein Skandal. Denn auch das oberste Gericht des Kantons verhielt sich fragwürdig.

Jetzt wird es etwas kompliziert, aber es ist wichtig, hier ins Detail zu gehen: Die Staatsanwaltschaft stellte die Ermittlungen mit nur einer Begründung ein: Die Brandursache habe nicht eindeutig geklärt werden können. So steht es auf der Einstellungsverfügung. Gegen diese erhob der Anwalt der Opferfamilie Beschwerde beim Kantonsgericht. Die Eltern von Murali und Mugunthan wollten, dass weiter nach Tätern gesucht wird.

Das Kantonsgericht wies die Beschwerde der Opferfamilie aber ab, wodurch das Verfahren und somit

auch alle Ermittlungen endgültig eingestellt wurden. Aber, und das ist seltsam, das Kantonsgericht änderte die Begründung für die Einstellung. Das Gericht sah wohl, dass die Begründung der Staatsanwaltschaft nicht genügte und den Forensikern aus Zürich widersprach. Die neue Begründung der Richter lautete: Es gibt keinen Verdacht auf eine konkrete Täterschaft. Und: Es konnte nie herausgefunden werden, wer die rassistischen Flugblätter verfasste.

Logisch konnten die Urheber nicht gefunden werden, wenn die Polizei nicht danach gesucht hatte.

Eigentlich gilt in der Schweiz die sogenannte Untersuchungsmaxime. Das heisst, die Strafverfolgungsbehörden (also die Polizei und die Staatsanwaltschaft) müssen nach allen Mitteln der Kunst Informationen beschaffen, wichtige Tatsachen klären und Beweismittel klarmachen. Diese Maxime, so müssen wir feststellen, wurde beim Brand an der Alexanderstrasse verletzt.

Gerne hätten wir die Richter konfrontiert, die an der Einstellung beteiligt waren, doch das ging nicht. Einer ist bereits verstorben. Und diejenigen, die noch leben, sagten am Telefon, sie würden sich nicht erinnern, und wiesen uns an das heutige Kantonsgericht. Das Kantonsgericht wiederum schrieb uns in einer E-Mail, dass es nichts dazu sagen kann, weil es keine rechtskräftig abgeschlossenen Verfahren früherer Kammern bewertet.

Etwas ist uns wichtig zu betonen: Die Bündner Kantonspolizei arbeitete damals nicht generell schlecht. Andersorts im Kanton wurde zur gleichen Zeit gute und gründliche Arbeit geleistet.

Polizist Tarnutzer macht stutzig, dass seine Churer Kollegen ermittelten, «als wäre nur ein Adventskranz abgefackelt».

Das beweisen die Akten zum Brandanschlag im November 1988 auf das Asylzentrum in Klosters. Obwohl es nur um einen Sachschaden ging, ermittelte die Behörde mit grosser Sorgfalt. Ein Gemeindeglied, der sich abfällig über Asylsuchende äusserte, wurde sofort befragt. Es folgte ein Zeugenauftrag, Reifenspuren und Fussabdrücke wurden fotografiert, anonyme Anrufe zurückverfolgt, und es kam zu einer Hausdurchsuchung. Anhand von Schreibmaschinenanalysen wurden die Absender von Drohbrieffen ausfindig gemacht. Auch wenn das Verfahren nach sieben Monaten eingestellt werden musste, ist offensichtlich, dass die Beamten ihr Möglichstes taten, den Fall ergebnisoffen aufzuklären.

Ganz anders lesen sich die Akten aus Chur. Warum?

Der pensionierte Polizist Tarnutzer mag nicht spekulieren. Nur so viel: Man dürfe den Polizisten nicht alles zur Last legen. «Wie und mit welchen Mitteln eine Untersuchung geführt wird, hängt auch stark vom zuständigen Untersuchungsrichter ab.»

Der Untersuchungsrichter – heute würde man Staatsanwalt sagen – war in den drei Fällen in Chur derselbe, in Klosters ein anderer. Der in Chur sei nicht lange bei der Staatsanwaltschaft geblieben – zwei oder drei Jahre später sei er in ein anderes Amt gewechselt, erinnert sich Tarnutzer.

Wir haben den Untersuchungsrichter angerufen, doch auch er wollte keine Stellung nehmen. Nur so viel: Er habe professionell gearbeitet. Unterdessen sei er pensioniert und fühle sich deshalb nicht befugt, Auskunft zu geben. —>



DAS MAGAZIN N°03 – 2025

Vasanthi Kandiah hat sich die Namen ihrer Buben auf den Arm tätowieren lassen – «auf der Seite meines Herzens».



Nachdem das Grab auf dem Friedhof in St. Gallen aufgehoben wurde, richteten die Kandiahs zu Hause eine Gedenkstätte ein.

Anderntags holen wir uns in einem Laden neben dem Büro eine Suppe und fassen während des Mittagessens zusammen, was wir in den vergangenen Wochen herausgefunden haben.

Erstens: Die vier tamilischen Asylsuchenden sind bei einem Brandanschlag umgekommen, daran lassen die Akten und unsere Recherchen keinen Zweifel. Zweitens: Die Polizei, die Staatsanwaltschaft und das Kantonsgericht haben ihre Pflicht nicht getan – und haben damit nicht nur die Untersuchungsmaxime verletzt, sondern möglicherweise sogar gegen das Willkürverbot verstossen. Das Willkürverbot schützt uns nämlich, wie es der Name schon sagt, vor staatlicher Willkür, und es setzt Mindeststandards fest, an die sich der Staat halten muss. Und drittens: Weil sie pflichtwidrig gearbeitet haben, können wir nicht mit absoluter Sicherheit sagen, dass Rechtsextreme die Büchse mit dem Brandbeschleuniger gezündet haben. Allerdings gibt es zahlreiche Indizien dafür: Vier Brandanschläge in weniger als einem Jahr auf Flüchtlingsunterkünften in Graubünden – jedes Mal mit Brandbeschleuniger beim

«Das sind gravierende Versäumnisse der Bündner Justiz», sagt Historiker Damir Skenderovic und fordert eine Aufarbeitung.

Eingang. Drohanrufe und -briefe nach der ersten Brandstiftung in Klosters: «Wir machen weiter.» Ein mit Rassismus gespicktes Bekenner schreiben des Pakts Rütlichswur nach dem Brand in der Alexanderstrasse. Eine aktive und gut organisierte Neonaziszene in der Schweiz und in Graubünden, die es besonders auf tamilische Geflüchtete abgesehen hat. Und keinerlei Hinweise auf andere Täter.

Etwas verstehen wir allerdings bis heute nicht: Warum arbeitete sowohl die Polizei als auch die Staatsanwalt-

schaft in Chur so nachlässig? Weshalb griff das Kantonsgericht als Beschwerdeinstanz nicht korrigierend ein?

Wir haben nicht herausgefunden, ob sie es nicht besser konnten oder ob sie absichtlich pfuschten. Ein Satz in Frischknechts Buch über den damaligen Umgang der Behörden mit rechtsextremem Gewalt gibt uns allerdings zu denken: «Die Verharmlosung des Rechtsradikalismus ist bei Beamten der Polizei (und teilweise auch der Justiz) verbreitet, und zwar auf den verschiedensten Stufen.»

Trauer, die krank macht

Dem Polizisten Hannes Tarnutzer geht unsere Begegnung nahe. Im Nachgang zum Gespräch in Landquart telefonieren wir mehrmals mit ihm. Er erkundigt sich nach dem Stand der Recherchen, und er will wissen: «Wie geht es der Familie der beiden Buben heute?»

Wir finden die Eltern von Murali und Mugunthan erst über einige Umwege. Helena Graf hilft uns, mit ihnen in Kontakt zu treten. Graf war die Lehrerin der Buben, sie unterrichtete Deutsch für fremdsprachige Kinder und versuchte, ihnen neben dem Schulstoff auch Geborgenheit zu vermitteln oder, wie sie es nennt: «Nestwärme». Die Familie Kandiah schloss die Lehrerin ins Herz, lud sie zum Essen ein, zu Familienfeiern. Man war sich nahe.

Der Tod der Buben traf Helena Graf zutiefst. Sie sammelte Geld für den Grabstein, vermittelte den Eltern

den Anwalt Hans-Martin Allemann, schrieb einen Leserbrief, bekam einen Drohbrief. Während des Frauenstreiks ging sie für die trauernde Mutter im Spital putzen, damit diese sich einen freien Tag nehmen konnte.

An einem sonnigen Donnerstagmorgen wartet Helena Graf, die mittlerweile pensioniert ist und das Haar kurz trägt statt in langen Locken, am Bahnhof St. Gallen. Sie fährt uns mit dem Auto an den Stadtrand, zum Haus der Kandiahs. Als Mutter Vasanthi die Tür öffnet, fallen sich die beiden Frauen in die Arme, auch die Begrüssung mit Siva, dem Vater, ist herzlich. Tochter Mena ist bei der Arbeit, die Grosskinder sind in der Schule.

Wir setzen uns an den Esstisch im modern eingerichteten Wohnzimmer und trinken eiskaltes Wasser. Vasanthi Kandiah beginnt sogleich von Murali und Mugunthan zu erzählen, vom roten Rennvelo, das sie für ihre Buben gekauft haben, oder davon, wie sie die

Fussballplätze im Quartier absuchten, wenn die Jungs mal wieder die Zeit vergessen hatten. Manchmal weint und manchmal lacht sie, während ihr Mann schweigend danebensitzt oder weitere Getränke holt.

Kein einziges Mal, erzählt Vasanthi, seien sie nach der Brandnacht von der Polizei oder den Behörden kontaktiert worden. Sie waren allein mit ihren Fragen, ihrer Angst. Die Trauer habe beide krank gemacht. Herzinfarkt, Asthma, Diabetes, Depressionen, sie zählt die Medikamente auf, die sie täglich nehmen. Gearbeitet haben sie und ihr Mann trotzdem – immer. Als Küchenhilfe, Fabrikarbeiter, Reinigungskraft. Manchmal waren es mehrere Jobs gleichzeitig.

Stirbt ein Kind, ist das für Eltern das Schlimmste auf der Welt. Wenn es sich um einen gewaltsamen Tod handelt, mischen sich zur Trauer oft noch andere Gefühle. Wut oder Rachegefühle scheinen die Kandiahs nicht zu ken-

nen. Das Gefühl, das sie begleitet, ist Angst. Angst, dass ihnen oder, viel schlimmer, ihrer Tochter oder ihren Grosskindern etwas angetan werden könnte.

Die sichere Schweiz ist für sie ein gefährliches Land.

Für die Eltern steht fest: Murali und Mugunthan wurden ermordet. Würde man die Täter finden, so brächte das ihre Söhne nicht zurück, sagt Vasanthi, und doch würde sich etwas verändern. Sie müsste sich dann nicht mehr fragen, wer sie getötet hat, wo diese Leute wohnen, wo sie arbeiten. Stünde Vasanthi den Tätern gegenüber, würde sie ihnen sagen wollen, dass auch Tamilen Menschen sind: «Redet mit uns, wenn ihr etwas gegen

uns habt. Aber tötet uns nicht.» Helena Graf legt ihrer Freundin die Hand auf den Arm. Sie hat damals vergeblich dafür gekämpft, dass die Untersuchung nicht eingestellt wird. Sie habe sich nicht nur als Freundin, sondern auch als Schweizer Bürgerin für die Familie gewehrt.

Bevor wir uns auf die Rückfahrt machen, möchte uns Vasanthi Kandiah zwei Sachen zeigen. Sie schiebt den Ärmel hoch: «Hier.» Auf ihrem Unterarm sind in geschwungenen Buchstaben die Namen von Murali und Mugunthan tätowiert. «Auf der Seite meines Herzens», sagt sie.

Sie sei viele Jahre lang täglich auf den Friedhof gegangen, manchmal auch zweimal am Tag. Dann, nach

zwanzig Jahren, wurde das Grab aufgehoben. Für Vasanthi kam das unerwartet und war ein Schock. Wie und wo sollte sie sich nun erinnern? Sie musste sich ihren eigenen Gedenkraum schaffen. Darum liess sie sich tätowieren – und holte sich den Friedhof nach Hause.

Sie führt uns die Treppe hoch in ein Zimmer, in dem es nach Räucherstäbchen riecht. Winzige Figuren stehen da, Bilder von Göttinnen und Göttern hängen an der Wand. Und Fotos von Murali und Mugunthan. Das kleine Zimmer am Stadtrand von St. Gallen ist der einzige Ort, wo an den Anschlag erinnert und der Toten gedacht wird.

Die Schweiz verdrängt

Im vergangenen März sah es plötzlich so aus, als wolle sich Chur doch noch erinnern. Jean-Pierre Menge, ein SP-Gemeinderat, regte bei der Stadtregierung an, für die vier Opfer des Brands eine Gedenktafel an der Alexanderstrasse anzubringen. Die Regierung lehnte ab. Zwar kommt sie zum Schluss, dass es sich damals «mit grosser Wahrscheinlichkeit» um eine rassistische Tat gehandelt hatte, doch der Fall liege inzwischen fast fünfunddreissig Jahre zurück und man wolle «keine Präzedenz schaffen». Da könnte ja jeder kommen und so eine Tafel wollen.

Damir Skenderovic schüttelt fassungslos den Kopf, als wir ihm in einem Café in Zürich davon erzählen. Überrascht ist er allerdings nicht. Als Historiker stellt er den Fall in einen grösseren Kontext. Die Art und Weise, wie Chur mit dem Brandanschlag umgehe, sei symptomatisch: «In der Schweiz wird seit jeher so getan, als habe man kein Problem mit Rechtsextremismus.»

Damir Skenderovic ist Geschichtswissenschaftler an der Universität Freiburg und der einzige Historiker hierzulande, der systematisch zu Rechtsextremismus nach 1945 forscht. Er findet seinen Sololauf selber etwas seltsam, in allen umliegenden Ländern gebe es mehr Wissenschaftler, die sich mit dem Thema beschäftigen. Auch auf staatlicher Seite sei man anderswo

sensibilisierter. So werde die Polizei in Schweden oder Deutschland in speziellen Kursen für den Umgang mit Rechtsextremismus geschult.

Skenderovic wirft der Schweiz kollektive Verdrängung vor: «Obwohl das Land mit der Schwarzenbach-Initiative die Wiege des Rechtspopulismus war und obwohl es hier zeitweise mehr Todesopfer von rechtsextremem Gewalt gab als in den umliegenden Ländern, tut man so, als sei die Schweiz ein Sonderfall.» Das Nicht-Erinnern sei Programm. «Dabei wäre es gerade jetzt, wo in Europa rechtsextreme Kräfte erstarken, wichtig, dass der Staat sagt: Wir sind antirassistisch, wir bekämpfen den Rechtsextremismus.»

Als wir Skenderovic die Ergebnisse unserer Recherche vorlegen, überlegt er eine Weile und sagt dann: «Das sind gravierende Versäumnisse der Bündner Justiz. Man muss das jetzt aufarbeiten.» Es brauche eine Untersuchungskommission, die sich damit auseinandersetze, was 1989 in Chur passiert sei. Welche Fehler bei der Polizei und der Staatsanwaltschaft gemacht wurden. Und es sollte eine breite Erinnerungsarbeit zum Rechtsextremismus in der Schweiz eingeleitet werden.

Wir verabschieden uns und treten hinaus auf den Bullingerplatz in Zürich. Die fahle Sonne fällt auf den Springbrunnen, die Pflanzkübel, den

bemalten Asphalt. «Das Feuer zerstörte Jugend und Hoffnung», stand in der Todesanzeige.

Uns ist klar: Selbst wenn sich heute noch eine Person meldet, die mehr über die Brandnacht weiss, selbst wenn sich ein Verdacht erhärtet oder sich jemand stellt, so wird niemand mehr für diese Tat ins Gefängnis gehen. Mord verjährt in der Schweiz nach dreissig Jahren.

Was also bringt dieser Artikel heute noch, was verändert er? Vielleicht dient er als eine Art Denkmal. Vielleicht merken sich jetzt einige Menschen die Namen der beiden Buben.

Murali und Mugunthan. DM

BARBARA ACHERMANN ist stellvertretende Chefredaktorin von «Das Magazin». barbara.achermann@dasmagazin.ch

ANJA CONZETT ist Reporterin bei «Das Magazin». anja.conzett@dasmagazin.ch

Hören Sie eine Vertonung dieser Recherche im Crime-Podcast «Unter Verdacht» auf unserer Webseite.

«Man sollte nicht rumfeilschen, wenn es um ein gutes Kunstwerk geht»

Ein Treffen mit David Zwirner, einem der wichtigsten Galeristen der Welt.

GESPRÄCH SVEN MICHAELSEN

David Zwirner (60) hat sich lange dagegen gesträubt, in die Fussstapfen seines Vaters Rudolf Zwirner zu treten, der in seiner Kölner Galerie als einer der Ersten die Künstler Joseph Beuys und später Gerhard Richter vertrat und zu den wichtigsten Playern auf dem europäischen Kunstmarkt gehörte.

David Zwirner dagegen hatte es zunächst und eher erfolglos als Schlagzeuger und in der Musikwirtschaft versucht. Dann eröffnete auch er eine Galerie in New York und regiert von dort aus heute eines der einflussreichsten Galerie-Imperien der Welt.

Unser Autor traf David Zwirner in dessen Büro im New Yorker Stadtviertel Chelsea. An den Wänden hingen ein Gerhard Richter und ein Piet Mondrian. «Machen Sie sich keine falschen Vorstellungen von meinem Bedürfnis, renommieren zu wollen», sagte Zwirner. «Beide Bilder sind zu verkaufen.»

Herr Zwirner, in Ihrer Kindheit gingen in der Galerie Ihres Vaters und bei Ihnen zu Hause Grosskünstler wie Gerhard Richter, Georg Baselitz oder Dan Flavin ein und aus. Wie haben die auf Sie gewirkt?

Besonders interessiert haben sie mich nicht. Ich war als Teenager mehr mit Sachen zugange, mit denen Teenager zugange sind. Ich spielte Fussball, nahm Klavierunterricht und bekam zur Konfirmation ein Schlagzeug geschenkt. Ein Künstler, der Eindruck auf mich gemacht hat, war Joseph Beuys. Der hatte Charisma! Wenn in der Galerie eine Ausstellung eröffnet wurde, musste ich oft die Garderobe bedienen. Herr Beuys kam mit höchst komplizierten Westen an, die sehr viele Taschen hatten. Meine Aufgabe war es, ihm beim Ablegen zu helfen. Wahrscheinlich werde ich ihn bei den ersten Malen auch gefragt haben, ob ich seinen Hut aufhängen soll.

In seiner Autobiografie schreibt Ihr Vater über Sie: «Über Kunst hatten wir nie geredet.»

Mein Gedächtnis sagt etwas anderes. Bei uns im ersten Stock hingen Arbeiten, die mein Vater besass und für die er noch keinen Käufer gefunden hatte. Ich erinnere mich an wunderbare Bilder von Cy Twombly, Jasper Johns und Francis Picabia, zu denen ich oft Fragen stellte, die mein Vater auch gern beantwortete. Im Rückblick auf meine Teenagerjahre würde ich sagen, die Kunst hat mich schon interessiert, die Künstler eher weniger. Hätten Sie mich als Sechzehnjährigen gefragt, ob ich später mal Kunsthändler werden will, hätte ich gelacht und gesagt: «Auf gar keinen Fall, viel zu langweilig!»

Ihr Vater lernte Andy Warhol 1963 in dessen Atelier in New York kennen. Hat er versucht, Ihnen zu erklären, warum Warhol eine Schlüsselfigur der Kunstmoderne ist?

Nein, hat er nicht. Allerdings stand bei uns im Esszimmer eine bedeutende Skulptur von Warhol aus vierzig seiner Brillo-Boxen. Wenn Verstecken gespielt wurde, habe ich mich immer hinter dieser Skulptur versteckt.

Sie sind früh Ihren eigenen Weg gegangen. Wie reagierte Ihr Vater, als Sie mit sechzehn auszogen?

Mein Vater war ein Kriegskind, das schnell unabhängig sein musste. Ich glaube, es freute ihn, dass ich früh flügge wurde. Meinen Schulnoten hat mein Auszug nicht unbedingt geholfen, dafür war meine Bude bei meinen Freunden sehr populär.

Nach Abschluss der Schule studierten Sie an der New York University Schlagzeug und Komposition.

Beworben hatten Sie sich mit einem Tonband, auf dem Sie die Melodie von Charlie Parkers «Ornithology» auf dem Schlagzeug spielten.

Meine Passion war elektrischer Jazz, von Miles Davis und Herbie Hancock bis zu Chick Corea und dem Mahavishnu Orchestra. Ich gab mir grosse Mühe, aber es gelang mir nicht, mich nach dem Studium als Musiker in New York zu etablieren. Die Konkurrenz war einfach zu gross. Mit dreiundzwanzig kehrte ich deshalb nach Deutschland zurück und wurde in Ham-

Als Schlagzeuger war er erfolglos, als Galerist baute David Zwirner ein Imperium auf.



DAS MAGAZIN N°03 – 2025 BILD: BENEDICT EVANS

burg ein gut verdienender Produktmanager der Schallplattenfirma ACT Music & Vision, die von Siegfried Loch gegründet worden war, einem Kunstsammler und Kunden meines Vaters. Aber der Job war undankbar. War eine Band erfolgreich, verhandelte sie sofort mit uns, um einen besseren Vertrag zu bekommen. War eine Band ein Flop, war es unsere Aufgabe, sie schnellstmöglich wieder loszuwerden. Nach anderthalb Jahren habe ich gekündigt.

Mit achtundzwanzig gründeten Sie 1993 in New York Ihre eigene Galerie. Gab es in Ihrem Leben so etwas wie ein künstlerisches Erweckungserlebnis?

Die Initialzündung war während meiner Zeit in Hamburg. Ich besuchte Galerien, und daraus resultierten die ersten Atelierbesuche. Unter Künstlern fühlte ich mich wohl, ihre Welt war mir bekannt. Das Schlüsselerlebnis für meine Galerie war 1992 der Besuch der Documenta IX. Ich lernte die Künstler Franz West, Luc Tuymans, Stan Douglas und Marlene Dumas kennen, mit denen ich später zusammengearbeitet habe.

Ihr Vater weigerte sich, mit Bildern von Julian Schnabel und Jean-Michel Basquiat zu handeln, weil er beide für zweitklassig hielt. Was waren Ihre Blindheiten und Irrtümer bei der Verpflichtung von Künstlern für Ihre Galerie?

Mir fallen keine ein. Ich habe einige Künstler abgelehnt, obwohl sie für die Galerie hochprofitabel gewesen wären. Kommerziell gesehen waren das Fehler von mir. Was die Qualität der Kunst betrifft, stehe ich zu meinen Absagen.

Was waren Ihre gravierendsten Fehlentscheidungen beim Handel mit Kunstwerken?

Man sollte nicht rumfeilschen, wenn es um ein gutes Kunstwerk geht. Im Nachhinein reut es einen nie, womöglich ein bisschen zu viel bezahlt zu haben. Man ärgert sich dagegen noch Jahre später, wenn einem etwas Tolles durch die Lappen gegangen ist, weil einem der Preis ein bisschen zu hoch erschien. Die grösste Sünde meiner Frühzeit war es, Martin Kippenbergers Gondel-Skulptur «Sozialkistentransporter» nicht gekauft zu haben. Mein guter Freund Harald Falckenberg war schlauer und erwarb die Gondel für seine Sammlung.

Eine These Ihres Vaters lautet: «Man versteht eigentlich nur die Kunst der eigenen Generation in ihrer ganzen Tiefe.» Sie sind gerade sechzig geworden. Verstehen Sie die Kunst von Dreissigjährigen?

Ich stimme der These meines Vaters nicht zu. Unsere Galerie muss sich seit dreissig Jahren immer wieder erneuern. Es gilt zu erkennen, wer die massgeblichen Künstler von morgen sein könnten. Mit Sasha Gordon haben wir gerade eine Sechszwanzigjährige in unser Programm genommen. Sie ist die jüngste Künstlerin, die wir vertreten. Als ich ihre Bilder Ende letzten Jahres zum ersten Mal sah, dachte ich: Was für eine ungewöhnliche Malerin! Eine neue Stimme für

eine neue Zeit! Ohne Zutrauen ins eigene Urteil kann man eine Galerie nicht erfolgreich leiten.

Als der Kurator Kasper König gefragt wurde, wie lange er brauche, um bei Ausstellungen ein Kunstwerk von Rang zu erkennen, antwortete er: «0,1 Sekunden. Wenn ich gut draufbin, kann ich es sogar mit dem Arsch erkennen.» Wie ist das bei Ihnen?

Grosse Kunst mit dem Arsch zu identifizieren, ist mir leider nicht gegeben. Wenn ich mir eine neue Arbeit anschau, beginnt in meinem Kopf ein Prozess, den ich *pattern recognition* nenne. Bei 99,9 Prozent der Arbeiten erkenne ich schnell bekannte Muster und kann sie einordnen. Dann bin ich wenig interessiert. Die Alarmglocken läuten bei mir, wenn ich eine Arbeit nicht zuordnen kann. Dann beginnt eine genaue Auseinandersetzung mit dem, was ich sehe.

Wie oft läuten bei Ihnen die Alarmglocken?

Vier-, fünfmal im Jahr. Oft sind auch Rohrkrepierer dabei. Man glaubt, etwas Neues zu sehen, und kommt erst später darauf, wer Pate gestanden hat. Die Arbeit wirkt dann plötzlich ganz flach. Chuck Close sagte einmal: «If it looks like art, it's probably somebody else's art.»

Auf dem Kunstmarkt werden jährlich rund 68 Milliarden Dollar umgesetzt. Kritiker monieren, die Nachfrage nach Kunst sei grösser als das Angebot, was auch Windbeuteln eine profitable Karriere ermögliche.

Ich denke, vier von fünf Künstlern, die heute auf dem Kunstmarkt gehandelt werden, sind in einer Generation vergessen.

Mit dieser Prognose enttäuschen Sie jene, die Kunst als Investment mit überdurchschnittlicher Rendite sehen.

Wer beim Kauf von Kunst nur auf den Wertzuwachs spekuliert oder Modeerscheinungen hinterherkaufen will, wird sich bei uns schwertun. Wir wollen die Arbeiten unserer Künstler in Museen sehen. Zudem interessieren uns passionierte Sammler, die sich mit den Arbeiten auseinandersetzen, ihren Blick schärfen und Fragen stellen. Diese Art der Auseinandersetzung mit Kunstwerken kann zu grossen Wertzuwachsen führen.

Es gibt zwei Künstlertypen: die Pirouetten-Existenzen, die sich in die Richtung des Marktes wenden, die gerade Konjunktur hat, und die Gottsucher, die gezwungen sind, einen bestimmten Weg zu gehen. Welcher Typ nimmt zu?

Ich unterscheide zwischen Triebtätern, die nicht anders können, und *entrepreneurial artists*, die sehr geschäftstüchtig sind. Ihre Zahl hat in den letzten zwanzig Jahren stark zugenommen. Die Karrieren dieser Künstler sind oft kurz und heftig. Mich interessieren die Triebtäter sehr viel mehr, denn unter ihnen befinden sich die langfristig bedeutenden Künstler. Neben Nachlässen vertreten wir sechszwanzig lebende Künstler. Jeder von ihnen ist ein Triebtäter. Das Zentrum ihres Lebens ist das Atelier. Sie fangen immer wieder neu an und lösen Probleme.

Künstler von Rang sind oft mimosenhafte Totalgeozentriker, die zwischen Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplexen oszillieren. Wie halten Sie das seit dreissig Jahren aus?

Indem ich delegiere. Es ist völlig unmöglich, dass ich jeden unserer Künstler selbst betreue. Ich habe wunderbare Mitarbeiter, die sich im Innern von Künstlerseelen genauestens auskennen. Sie wissen, dass Unsicherheit oft der Motor für grosse Kunst ist. Unsere Aufgabe ist es, den Künstlern die Sicherheit zu geben, völlig frei arbeiten zu können.

Wie erklären Sie es, dass mit Iwan Wirth, Thaddaeus Ropac und Ihnen drei der weltweit bedeutendsten Galeristen aus dem deutschen Sprachraum kommen?

Menschen aus dem deutschen Sprachraum gelten in der Welt als zuverlässig, und Zuverlässigkeit ist im Kunsthandel ein Schlüsselmerkmal. Das Wunderbare an unserer Branche ist, dass bis zum heutigen Tag 99 Prozent aller Verkäufe per Handschlag oder Telefonat abgeschlossen werden. Auch mit unseren Künstlern haben wir keine Verträge. Die Zusammenarbeit wird mit einem Händedruck besiegelt. Dieses Vertrauensverhältnis gibt es nirgends sonst. Nur bei Sammlern, die man noch nicht gut kennt, wird manchmal ein Kaufvertrag gemacht.

Was halten Sie von dem Satz: Kunst, die einer Erklärung bedarf, ist keine?

Völliger Schwachsinn! Jedes grosse Kunstwerk ist immer auch eine intellektuelle Leistung mit verschiedenen Ebenen, die es zu entschlüsseln gilt. Das Tolle an der Kunst ist doch gerade, dass sie gleichzeitig unsere Sinne und unseren Verstand anspricht. Hinschauen reicht nicht, man muss auch nachdenken. Wer hochinformiert vor einem Bild steht, hat den schärfsten Blick.

Der Maler Georg Baselitz hat einmal gesagt: «Wer nicht säuft und nicht verrückt ist, wer nicht auffällt mit seinem Sozialprogramm, der kommt in der Kunst nicht vor.»

Was für ein Quatsch! Vor vierzig, fünfzig Jahren mag das gestimmt haben. Martin Kippenberger und Jackson Pollock waren gleichzeitig geniale Künstler und Alkoholiker. Für Journalisten ist es natürlich verlo-

«Bei uns im Esszimmer stand eine bedeutende Skulptur von Warhol aus vierzig seiner Brillo-Boxen. Hinter der hab ich mich immer versteckt.»

ckend, wenn ein Jean-Michel Basquiat mit siebenundzwanzig an Drogen stirbt, aber der kreative Prozess im Atelier hat mit alldem nichts zu tun. Ich kenne viele bedeutende Künstler, die keinen oder kaum Alkohol trinken.

Zu ihnen gehört Jeff Koons, der bei einer Digitalmesse in Hamburg erzählte, er esse auf Anweisung seiner Ernährungsratgeber exakt achtundvierzig Pistazien pro Tag. Ein Zwangscharakter?

Bei der Bewertung von Jeff müssen Sie extrem vorsichtig sein. Ich habe lange mit ihm zusammengearbeitet und kenne ihn sehr gut. Er ist nicht nur ein absoluter Ausnahmekünstler, sondern auch ein singulärer Menschentyp. Seine Persönlichkeitsstruktur ist für mich nach wie vor ein Rätsel. Er ist so wenig greifbar wie Quecksilber. Viele Künstler sind introvertiert und haben nicht das Talent, sich öffentlich darzustellen. Jeff ist da anders. Er ist ein genialer Kommunikator und hat die Personality eines Entertainers. Wenn er Sammlern seine Werke vorführt und über Kunstgeschichte und Philosophie spricht, wirkt er wie ein Guru.

Können Sie ein Bild lieben, wenn Sie den Maler aufgrund persönlicher Bekanntschaft für ein Scheusal halten?

Ja, es ist essenziell, die Kunst von der Persönlichkeit des Künstlers zu trennen. Caravaggio wurde wegen Mordes angeklagt, seine Malereien sind Höhepunkte der Kunstgeschichte.

Angenommen, Sie besuchen einen Ihrer Künstler im Atelier und Ihnen gefällt nicht, was Sie sehen: Sagen Sie es dem Künstler ins Gesicht, oder delegieren Sie die Aufgabe an Untergebene?

Solche Atelierbesuche können sehr heikel sein. Künstler sind oft fragil, deshalb muss man bei der Kommunikation sensibel sein. Ich stelle erst einmal Fragen, um sicherzustellen, dass ich die Werke nicht missverstehe. Es kommt vor, dass ich die Arbeiten erst nicht mag, dann aber doch. Auf den ersten Blick bin ich enttäuscht, weil meine Erwartungshaltung nicht bedient wird. Zwei Stunden später bin ich auf einmal begeistert, weil ich begriffen habe, dass der Künstler eine neue und spannende Richtung gewählt hat.

Was, wenn der zweite Blick Sie ebenfalls enttäuscht?

Dann versuche ich, Zeit zu schinden, und sage: «Lass uns sechs Monate warten, dann sehen wir weiter.» Wenn Künstler wirklich gut sind, merken sie oft früher oder später selbst, dass ein Werk nicht stark genug ist.

Kommt es vor, dass Sie Arbeiten von Künstlern trotz schwerster Bedenken durchwinken?

Ja, manchmal müssen Künstler durch eine mittelmässige Phase hindurch, um in eine bessere zu gelangen. Ich nenne das den *in-between moment* einer Karriere. Dann heisst es für mich: Augen zu und durch. Wir stellen die Werke aus, allerdings nicht an prominenten Orten, sondern eher an der Peripherie. —>

Wenn Sie den Kunstmarkt seit den Neunzigerjahren Revue passieren lassen: Welche Veränderung springt Ihnen ins Auge?

Bei der Documenta IX 1992 hat es der Kurator Jan Hoet geschafft, viele der wichtigsten zeitgenössischen Künstler nach Kassel zu holen. Vor zwei Jahren war wieder eine Documenta. Die Kritik war so vernichtend, dass ich gar nicht erst hingefahren bin. Es hiess, die Ausstellung habe mit dem Kunstmarkt gar nichts zu tun. Das war in den Neunzigerjahren ganz anders.

Der Kunsthändler Max Hetzler fasste seine Berufserfahrung einmal mit den Worten zusammen: «Bild gross, viel Moos; Bild klein, kommt nichts rein.» Stimmt die Gleichung?

Ja, wenn wir im Atelier eines Künstlers von uns ein Bild abholen, bewerten wir den Preis meist nach den Quadratcentimetern – was völlig verrückt ist, aber ein besserer Standard für den Primärmarkt ist bis heute niemandem eingefallen. Der Sekundärmarkt funktioniert anders. Dort regiert die Qualität und entscheidet über den Preis.

Stimmt es, dass Bilder, die grösser als 2,40 Meter sind, schwerer zu verkaufen sind, weil sie nicht in die New Yorker Aufzüge hineinpassen?

Ja, dieses Problem gab es schon vor dreissig Jahren, und die Aufzüge in New York sind seither nicht unbedingt grösser geworden. Der Unterschied zu damals ist der grössere Reichtum der heutigen Kunden. Die meisten von ihnen besitzen mehrere Immobilien. Passt ein Bild nicht in das Apartment am Central Park, kann es in der Villa auf Long Island oder in Florida aufgehängt werden.

Simon de Pury, lange oberster Auktionator von Sotheby's, sagte über den Kunstmarkt: «Die Spitze bilden rund dreissig High-Roller, die den Willen und die Mittel haben, für ein einzelnes Kunstwerk mehr als 100 Millionen Dollar auszugeben. Dazu kommen 100 bis 125 Personen, die 50 Millionen für ein Werk ausgeben. Bei Objekten für eine Million Dollar gibt es einige Tausend Käufer. Den Fuss der Pyramide bilden 85 Millionen Menschen, die auf Ebay an Kunstversteigerungen teilnehmen.»

Simon ist ein Entertainer. Woher nimmt er diese Zahlen? Es gibt rund 2800 Milliardäre auf der Welt, die sich theoretisch jedes Bild leisten können. Wir haben weltweit rund 100'000 Menschen, die sich regelmässig unsere E-Mails angucken. Die Zahl aktiver Kunden liegt bei knapp 6000. 80 Prozent unseres Umsatzes machen wir mit 1200 Kunden.

Bis in die Achtzigerjahre waren Galerien winzige Firmen. Selbst der 1999 gestorbene Leo Castelli, einer der international einflussreichsten Kunsthändler, hatte nur acht Angestellte. Wie viele Menschen arbeiten für Sie?

Mehr als dreihundert, verteilt auf unsere Galerien in New York, Los Angeles, Paris, London und Hongkong.

«Das Tolle an der Kunst ist doch gerade, dass sie gleichzeitig unsere Sinne und unseren Verstand anspricht. Hinschauen reicht nicht, man muss auch nachdenken.»

Ihr Vater setzte rund elf Millionen Mark im Jahr um. Wie hoch ist Ihr Umsatz?

In guten Jahren kratzen wir an einer Milliarde Dollar. Wenn man mit Ihnen spricht, gibt es einen Elefanten im Raum: Larry Gagosian, vom Poster-Verkäufer in Los Angeles zum einflussreichsten Händler in der Geschichte der Kunst aufgestiegen und Pionier der sogenannten Megagaleries. Wer ist, am Umsatz gemessen, zurzeit die Nummer eins in der Welt, Gagosian oder Sie?

Die Zahlen sind nicht öffentlich, aber ich vermute, das wechselt. In einem guten Jahr können wir vorne liegen, in einem anderen Gagosian. Viel wichtiger als der Jahresumsatz sind für mich aber die Qualität der Künstler, die man vertritt, und die Qualität der Ausstellungen, die man zeigt.

Gagosian wurde 2019 gefragt, ob der Gigantismus in der Kunstbranche immer so weitergehen werde. Er antwortete: «Bei Basketballspielern sagt man, alles über 2,10 Meter ist nicht mehr gut.» Bei welcher Marke ist der Kunstmarkt heute angelangt?

Der Kunstmarkt wächst seit dreissig Jahren organisch. Neue Wachstumstreiber sind zum Beispiel Südkorea und Indien. Es gibt immer noch viel Wachstumspotenzial, weil die Zahl der kunstinteressierten Wohlhabenden weltweit weiter zunimmt. Eine andere Frage ist, wie gross eine Galerie werden kann, bis sie nicht mehr richtig funktioniert. Wir vertreten heute fünfundachtzig Künstler und Künstlernachlässe. Das ist schon grenzwertig, aber mit unserer Infrastruktur könnten wir wahrscheinlich auch hundert Karrieren betreuen. Bei einer noch grösseren Zahl würden die Künstler bei uns nicht mehr die Leistung bekommen, die sie verdienen.

Gagosian besitzt eine private Kunstsammlung im Wert von mehr als einer Milliarde Dollar, beschäftigt einen Butler namens Eddie und fliegt in einer Bombardier Global 7500 umher, einem Privatjet, der rund 60 Millionen US-Dollar kostet. Was sind Ihre Insignien?

Mir reicht mein Telefon – und das kann ich ohne Butler bedienen. Der Grossteil meiner Gewinne aus den letzten dreissig Jahren steckt in Immobilien und



unserem Lager. Einige Gebäude, in denen wir Ausstellungen organisieren, konnte ich kaufen oder selber bauen. Und in unserem Lager gibt es ein paar wunderbare Werke.

Auf die Frage, ob Sie eine private Kunstsammlung besitzen, haben Sie stets mit Nein geantwortet. Gilt das noch?

Nein, was bei mir zu Hause an den Wänden hängt, ist inzwischen schon eine Sammlung. Diese Bilder stehen auch nicht zum Verkauf, weil ich sie liebe. Meinem Herzen am nächsten sind zwei graue «Date Paintings» des japanischen Konzeptkünstlers On Kawara, eines stammt aus den Sechzigerjahren, eines aus den Achtzigern.

Kawara, 2014 gestorben, malte mehr als 2000 Bilder, die nur das Datum zeigen, an dem sie entstanden sind. Was für ein Mensch war er?

Das genaue Gegenteil von Jeff Koons. On hat uns jede Art der Vermarktung verboten, ist niemals zu den Eröffnungen seiner Ausstellungen erschienen und hat sich weder interviewen noch fotografieren lassen. Das einzige Foto, das ich von ihm kenne, zeigt ihn von hinten beim Fischen und ist vermutlich ohne sein Wissen entstanden.

Gagosian wurde einmal gefragt, welches Werk der Kunstgeschichte er bei einer Katastrophe retten würde. Seine Wahl fiel auf «Les Femmes d'Alger» von Picasso.

Ich würde mir «Las Meninas» von Velázquez schnappen.

Über Gagosians Bett hing viele Jahre lang das letzte Bild, das Picasso gemalt hat. Was hängt bei Ihnen überm Bett?

Ein Bild von Mondrian von 1911. Aufgehängt habe ich es 2004.

Ein Glaubenssatz von Gagosian lautet: Je mehr Geld man für ein Kunstwerk ausgibt, desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass es seinen Wert behält.

Das versteht kein Laie.

Das ist wie in der Immobilienbranche: Lage, Lage, Lage! Das Teuerste kann immer noch teurer werden, wenn es eine Ikone mit extrem hohem Wiedererkennungswert ist.

Vermögenden Neusammlern verkauft Gagosian etwas, das Spötter «The Larry collection» nennen: Arbeiten von Damien Hirst, Richard Prince, Ed Ruscha oder Cy Twombly. Hat der Sammler einen grossen Garten, kommen Skulpturen von Richard Serra und Jeff Koons dazu.

Wenn dem so ist, ist das eine tüchtige Leistung. Es spricht doch nichts dagegen, die eigenen Künstler in Sammlungen unterzubringen. Wenn wir Sammler aufbauen, bringen wir sie mit Künstlern von uns zusammen. Im Idealfall hat der Sammler nach ein paar Jahren zwanzig, dreissig Werke von unseren Künstlern gekauft. Damit spiegelt sich unser Programm in seiner Sammlung. Ein grösseres gegenseitiges Kompliment kann es nicht geben.

Der Journalist Michael Shnayerson beschrieb das Verhältnis zwischen Gagosian und Ihnen als «Kalten Krieg». Sie waren diplomatischer, als Sie sagten, sie hätten «nie das Brot miteinander gebrochen».

Mein Verhältnis zu Gagosian wird immer missverstanden. Ich wache morgens nicht mit dem Wunsch auf, das Gagosian-Imperium zu Fall zu bringen. Dass wir persönlich verfeindet sind, ist einfach Blödsinn. Ich habe grossen Respekt vor ihm. Seine Galerie leistet fantastische Arbeit. Persönlich kennen wir uns nicht gut, aber ich vermute mal, wir sind sehr unterschiedliche Charaktere.

Sie sind seit fünfunddreissig Jahren verheiratet und haben drei erwachsene Kinder. Gagosian ist neunundsiebzig, kinderlos und zurzeit mit der Malerin Anna Weyant liiert, die ein halbes Jahrhundert jünger ist als er und bei ihm unter Vertrag steht. Warum gehen Sie nach dreissig Jahren gegenseitigen Beäugens nicht einfach mal gemeinsam Mittagessen? Gagosian soll Jazzfan sein. Damit hätten Sie ein Gesprächsthema, das beide interessiert.

Was hätte so ein Mittagessen für einen Sinn? Hinterher wäre alles wie vorher. Gagosian und ich sind Konkurrenten, wenn es um Künstlerkarrieren geht, und manchmal auch, wenn es um Kunstwerke geht. Die Kunden schauen sich unsere unterschiedlichen Programme an und treffen ihre Entscheidung. Und jetzt bitte ein anderes Thema. —>

Insiderhandel, Preismanipulationen, Kartellbildung: Was einen ins Gefängnis bringt, ist auf dem Kunstmarkt angeblich gängige Praxis. Wird man Sie durchs Himmeltor lassen?

Die Frage ist ja, wo man mehr Spass hätte: ganz einsam mit Leo Castelli im Himmel oder in der Hölle mit den vielen lustigen Problemfällen unserer Branche? Die Behauptung, der Kunsthandel sei eine semikriminelle Veranstaltung, ist totaler Quatsch. Es ist wie überall: Wenn du mit den Falschen arbeitest, kannst du schlechte Erfahrungen machen. Deshalb sind Renommee und Leumund in unserer Branche so wichtig.

Sie arbeiten seit mehr als zwanzig Jahren mit der Architektin Annabelle Selldorf zusammen. Sie sagt über Sie: «David ist nicht das, was man entspannt nennen würde.» Welche Note geben Sie sich in Lebenskunst?

Eine Drei. Ich würde Ihnen nicht gegenüber sitzen, wenn ich kein harter Arbeiter wäre. Leo Castelli schloss seine Galerie im Juni, um sie im September wieder aufzumachen. Das geht heute nicht mehr. Ich klinke mich immerhin den ganzen August aus. Wir haben ein Haus in Montauk auf Long Island. Da stehen dann andere Dinge an: Familie, Lesen, Schwimmen, Surfen. Wenn ich im September wieder zu arbeiten anfangen sehe, sehe ich die Dinge viel klarer und nehme Veränderungen vor, deren Notwendigkeit mir



ohne den freien Monat vielleicht nicht aufgefallen wäre. Ein Kollege sagte mir mal: «Not working in the summer is your secret superpower.»

Was sind die Schattenseiten Ihres Berufs?

Die brutale Reiserei. Letztens gab es eine Woche, in der ich erst bei Gerhard Richter in Köln war, dann in Düsseldorf, Paris, Tokio und Kyoto.

Was haben Sie in Kyoto gemacht?

Einen Lebenstraum von Elizabeth Peyton organisiert: eine Ausstellung ihrer Bilder in einem buddhistischen Tempel. Anschliessend habe ich die wunderbare Yayoi Kusama in Tokio besucht. Sie ist mit fünfundneunzig Jahren die wohl erfolgreichste Künstlerin der Welt.

Über Künstler heisst es, ihr Werk sei ihnen wichtiger als jede Freundschaft. Unterschreiben Sie das?

Künstler können egoistisch und selbstbezogen sein. Das nehme ich ihnen nicht übel. Ich habe zu einigen Künstlern extrem freundschaftliche Beziehungen, trotzdem ist mir klar, dass wir auch in einer Geschäftsbeziehung zueinander stehen. Wenn ich keine Leistung bringe, kann die Freundschaft einen Knacks bekommen, und der Künstler sagt vielleicht: «So gut sind wir dann doch nicht miteinander befreundet.»

Wer sind die grössten Exzentriker unter Ihren Künstlern?

Franz West war ein wunderbarer Top-Exzentriker, Jason Rhoades auch.

Mit dem Österreicher Franz West, der 2012 gestorben ist, verbindet Sie eine wechselvolle Geschichte. Er war der erste Künstler, den Sie 1993 ausgestellt haben. 2001 wechselte er zu Gagolian. Heute vertreten Sie Teile seines Nachlasses.

Franz hatte immer eine bunte Entourage um sich herum aus altem Adel, Hungerleidern und Lebenskünstlern. Besonders mochte ich Ron, den Tuba-Spieler der Wiener Philharmoniker. Bei dem Abendessen nach einer Ausstellungseröffnung wurde er von Franz in einem Nebenzimmer versteckt, um dann völlig unerwartet aufzuspielen. Die Tuba ging allen durch Mark und Bein.

Welche Phrase in Ihrer Branche möchten Sie am liebsten verbieten?

Den Ausdruck Megagalérie. Ich weiss, dass wir eine sind, aber für meine Ohren klingt der Terminus ordinär und hört sich nach Shoppingmall an.

Angenommen, man zwingt Sie mit vorgehaltener Waffe, sich einen Künstlernamen zuzulegen.

Welchen Namen wählen Sie?

Henri Matisse. Ein schöner Name.

Alberto Giacometti wurde einmal gefragt, was er aus einem brennenden Haus retten würde: eine Katze oder einen Rembrandt. Er entschied sich, ohne zu zögern, für die Katze.

Das ist eine Fangfrage. Ich bin allergisch gegen Katzen und würde deshalb den Rembrandt retten. DM

SVEN MICHAELSEN ist freier Journalist und schreibt regelmässig für «Das Magazin».
redaktion@dasmagazin.ch

«DAS MAGAZIN»
ist die wöchentliche Beilage
des «TAGES-ANZEIGER»,
der «BASLER ZEITUNG»,
der «BERNER ZEITUNG» und
von «DER BUND»

HERAUSGEBERIN
Tamedia Publikationen
Deutschschweiz AG, Werdstrasse 21,
8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino

REDAKTION Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

Chefredaktion: Bruno Ziauddin,
Barbara Achermann
(Stv. Chefredaktorin)
Redaktion: Sven Behrisch,
Mikael Krogerus, Nina Kunz
Artdirektion: Nathan Aebi
Bildredaktion: Maria Leutner
Abschlussredaktion: Julia-Silvana
Hofstetter
Redaktionelle Mitarbeit:
Sascha Britsko, Anja Konzett,
Christof Gertsch, Ursina Haller,
Max Küng, Trudy Müller-Bosshard,
Christian Seiler
Honorar: Marina Ambrogio-Donati

VERLAG Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11

Leitung Nutzermarkt: Marc Isler
Leitung Abo-Service: Aranzazu Diaz
Goldbach Premium Publishing AG:
Philipp Mankowski (Managing Director)
Adriano Valeri (Director Client Sales)
Sales Administration Print:
Mara Grassi (Division Manager)
Anzeigen: Goldbach Premium
Publishing AG
Seestrasse 39, 8700 Küsnacht
Telefon +41 44 248 42 30
anzeigen@dasmagazin.ch
www.goldbach.com
Trägertitel: «Tages-Anzeiger»,
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Tel. 044 404 64 64
abo@tagesanzeiger.ch;
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466
abo@bernerzeitung.ch;
«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13
abo@baz.ch;
«Der Bund», Tel. 0844 385 144
abo@derbund.ch
Nachbestellung:
redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsman:
Ignaz Staub, Postfach 318, 6330 Cham 1
ombudsman.tamedia@bluewin.ch

**Bekanntgabe von namhaften
Beteiligungen der Tamedia
Publikationen Deutschschweiz AG
i.S.v. Art. 322 StGB:**
DZZ Druckzentrum Zürich AG,
LZ Linth Zeitung AG,
Tamedia Abo Services AG,
Tamedia Basler Zeitung AG,
Tamedia ZRZ AG,
Zürcher Oberland Medien AG

Ein Angebot von Tamedia



SABRINA BEUTLER (40) ist Tierpräparatorin. Mit «Ausstopfen» hat ihr Beruf allerdings nichts zu tun.

Am Morgen schaue ich zuerst nach unseren Tieren. Wir haben zwölf Hühner, ein paar Kaninchen, zwei Hunde und eine Katze. Die zwei Spanischen Windhunde nehme ich mit. Zusammen spazieren wir die zweieinhalb Kilometer vom Weiler, wo ich wohne, zu meiner Werkstatt in Düringen. So werde ich warm und wach.

In der Werkstatt nehme ich das Tier aus der Tiefkühltruhe, das ich präpariere. Heute ist es ein Distelfink für das Naturhistorische Museum in La Chaux-de-Fonds. Während ich die Hunde füttere und selbst etwas esse, kann das Vögelchen auftauen. So kann ich es nachher häuten und die Haut innen putzen. Muskeln, Bindegewebe, Fettreserven, alles muss weg. Auch das Gerben mache ich danach in meiner Werkstatt. In einer Industriegerberei würden sie komisch schauen, wenn neben dreihundert Rinderhäuten noch mein Distelfink läge.

Dass ich Tierpräparatorin bin, wusste ich schon mit acht. «Bin», nicht «werden will»: Das war mir sofort klar, als mir damals jemand einen Artikel über einen Präparator zeigte. Hatte ich doch längst so eine Faszination gespürt: Einmal war ich im Wald auf tote Füchse gestossen. Immer wieder ging ich hin und sah zu, wie die Skelette langsam hervortraten. Es war kein morbides Interesse, sondern eine tiefe Neugier für das, was drin ist, für die Mechanik.

Das Gerben umfasst fünf bis zehn verschiedene Bäder. Sie verändern das Kollagengefüge der Tierhaut chemisch so, dass es nicht zerfällt. Das braucht Zeit, beim dünnen Vogelhäutchen aber nur bis zum Mittag. Bis dahin erstelle ich die Skizze, den Bauplan quasi, und baue das «nackte» Tier nach. Für das Körperchen nehme ich Holzwole, die ich mit Bindfaden umwickle. Am Nachmittag lege ich die gegerbte Haut drüber und nähe sie am Bauch zu. Danach bringe ich den Vogel in Stellung, Flügel, Füsslein, alles.

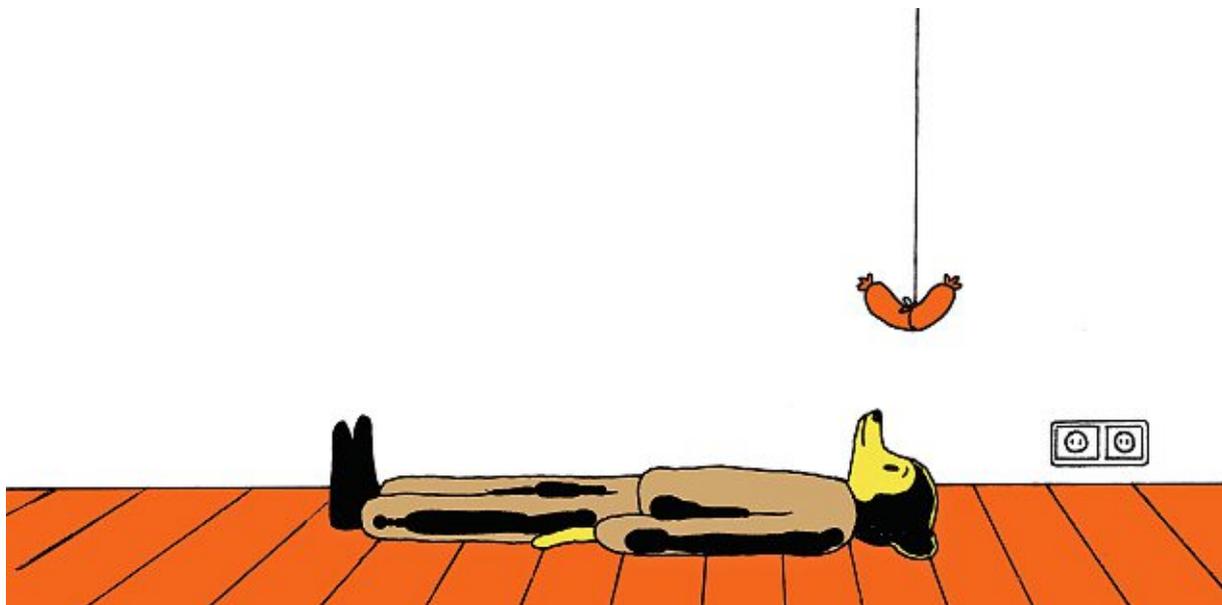
Kürzlich habe ich ein Wildschwein-Baby präpariert und zwei Luchse. Bei grösseren Säugetieren sind die Skizzen und das Nachbauen komplizierter, das Gerben erstreckt sich über fast zwei Wochen. Aber das Prinzip bleibt: Ich bilde den Tierkörper nach und bringe die Haut darüber an. Mit «Ausstopfen» hat das nichts zu tun.

Und schon glaubt man das Tier vor sich. Dabei spüre ich auch Verantwortung. Ich ermögliche Menschen eine Begegnung, etwa mit einem Luchs. So präge ich ihr Bild von ihm. Doch was sie sehen, ist nie «der Luchs», nur eine Skulptur mit Fell, meine eingeschränkte Sicht, auch wenn ich ein Tier nach bestem Wissen und Gewissen nachbaue. Das hat mit Respekt vor dem lebenden Original zu tun. Ich beobachte es genau, etwa im Zoo. Natürlich verselbstständigt sich der analytische Blick auch mal: Sehe ich Nachbars Kühe, fällt mir ihr Körperbau auf, zum Beispiel der Rotationspunkt, um den sich das Schulterblatt dreht. Manchmal wird mir das zu viel.

Es mag von aussen anders wirken, aber um den Tod geht es in meinem Job weniger. Intensiver befasse ich mich mit dem Leben, wie ich es darstellen kann. Der Tod ist ja gefälligst aufzuhalten, jede Zersetzung zu stoppen. Manche wünschen sich das für ihr Haustier, doch da lehne ich ab. Weil so ein Präparat doch den Anspruch erhebt, das geliebte Tier zu sein. Aber das ist es nicht.

Feierabend machen kann ich erst, wenn bestimmte Schritte abgeschlossen sind, etwa ein Präparat zum Trocknen bereit ist. Beim Distelfinken ist das nach einigen Stunden der Fall. Bei grösseren Tieren sind meine Tage lang, weil das Verkleben und Zunähen der Haut aufwendig sind. Früher oder später spaziere ich mit den Hunden heim. Zuhause heue ich oder sammle Äpfel und presse Süssmost. Abends schreibe ich meist an meinem Fortsetzungsroman, den ich im Selbstverlag publiziere. Dabei kann ich völlig abschalten. Bei einem Tierfilm würde mir das nicht gelingen.

SCHNITZEL BY SCHNITZEL



Jedes Jahr nehme ich mir fest vor, dass die erste Kolumne des Jahres nicht von Vorsätzen für das neue Jahr handelt. Denn diese Thematik ist – so hehr sie daherkommen mag – verbraucht und langweilig, ja so richtig abgeschmackt. Aber wie es eben so ist mit den lieben guten Vorsätzen: Man hält sie nicht ein. Weil man nicht kann. Die Macht der Gewohnheit ist stärker.

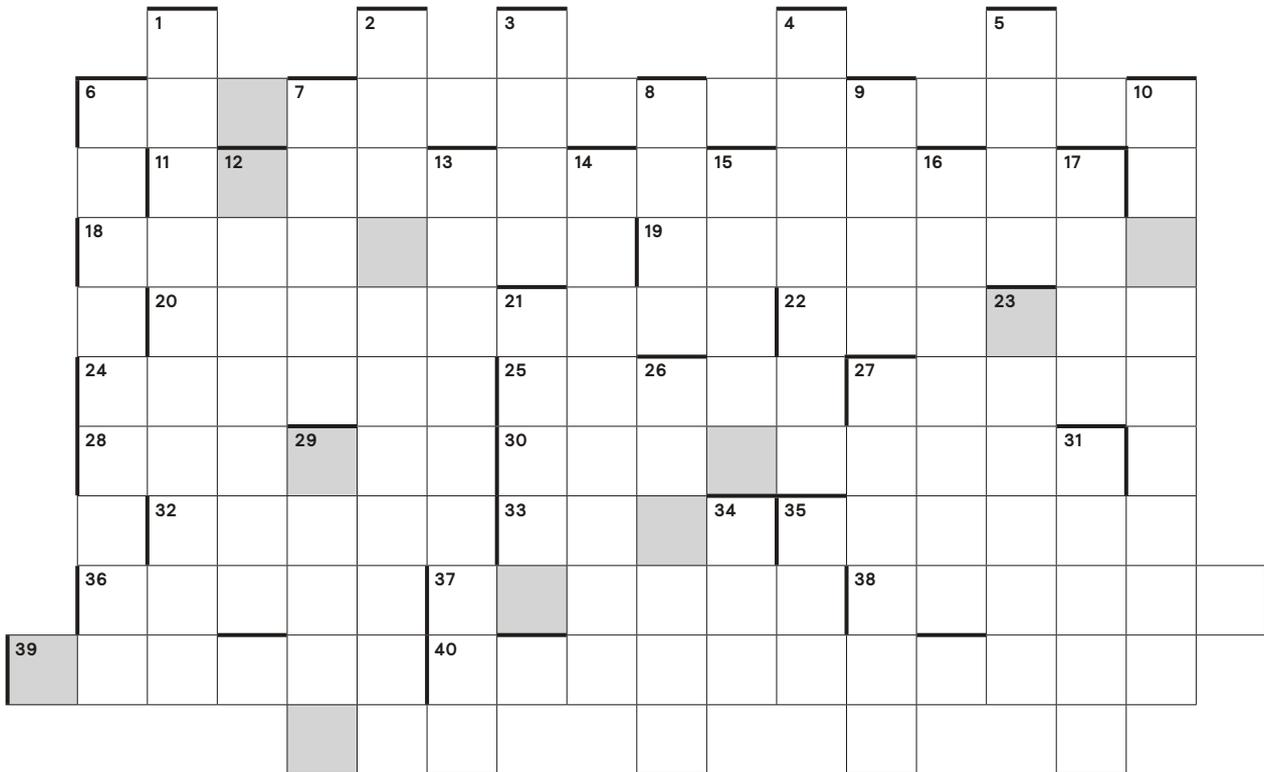
Im vergangenen Jahr hiess mein guter Vorsatz «100 Tage ohne Alkohol», also quasi «Dry January XXL». Die inneren Organe jubilierten, und obwohl sich bald einmal eine gewisse Harzigkeit in gesellschaftlichen Belangen bemerkbar machte, stellten die hundert Tage kein gröberes Problem dar. Dieses Jahr ist der Vorsatz leicht anders gelagert. Er heisst: Cordon-bleu-Kombinatorik. Und dafür geht es in den Zürcher Kreis 5, einst ein Industriequartier, heute ein vollgentrifiziertes urbanes Zentrum mit breitem Freizeitbiefriedigungsangebot.

Doch man findet auch dort noch Anlaufstellen für nostalgische Reisen in die Vergangenheit. Eine Beiz etwa, holzgetäfelt, die Tische mit Menagen bestückt, sie heisst Eisenhof. Während in der näheren Nachbarschaft das Zeitgenössische spriesst, Veganer und Vietnamesisches, ist der Eisenhof über die Dekaden hinweg stabil geblieben wie handgeschmiedeter Messerstahl. Auf der Karte findet sich denn auch das Cordon bleu in elf Varianten mit Fleisch (plus eine vegetarische); vom Klassiker, gestopft mit Schinken und der heiligen Käsedreifaltigkeit (Tilsiter, Appenzeller, Greyerzer), bis zum die Sommerferiensehnsucht sättigenden Modell «Greece» mit Feigen-Feta-Füllung – eine Dubai-Version fehlt glücklicherweise noch.

Das Cordon bleu ist grundsätzlich eine der besten Erfindungen überhaupt. Es kombiniert alles, was

beim Essen Spass macht: Knusprigkeit, Zartheit, Fettigkeit und Würze – zudem bietet es ein wunderbar befriedigendes Aha-Erlebnis, wenn man einem Chirurgen / einer Chirurgin gleich das Ding anschneidet und der Käse herausläuft. Und wo geschmolzener Käse fliesst, da rinnt der Speichel, da saftet das Herz. Das Cordon bleu im Eisenhof löst alles ein, was man sich von einem Cordon bleu nur wünschen kann. Deshalb fasste ich, noch bevor ich es gänzlich verputzt hatte, meinen neuen Neujahrsvorsatz: Alle Cordon bleus im Eisenhof durchprobieren. Natürlich nicht aufs Mal! Sondern schön gemütlich, Schnitzel by Schnitzel. In zwölf Tagen hätte ich es geschafft – jedoch bloss mit der Standardbeilage Pommes. Und dies bringt mich zum schönsten «Wort des Jahres» bis dato. Denn selbstverständlich kann man statt Pommes auch andere Beilagen ordern, allerdings mit Aufschlag. «Beilagenänderungsaufpreis» heisst dies auf der Speisekarte. Ein Wort, welches auf der Zunge zergeht wie ein Schnäfel Rindsfilet vom heissen Stein. Ein Wort, welches ein Denkmal verdient.

Nun, es existieren acht offizielle Alternativbeilagen; würde ich also die Cordons bleus nach den Pommes auch mit jeweils einer anderen Beilage kombinieren, mal mit grünem Salat, mal mit Rösti, wäre ich nach hundertacht Tagen an meinem Ziel. Doch so ein Cordon bleu macht durstig. Es muss dazu auch etwas getrunken werden. Kombinierte ich folglich all diese Kombinationen auch noch mit einem immer anderen Getränk, mal Cola, mal Hürliemann, mal Weissen von Nadine Saxer, hätte ich das ganze Jahr über und wohl darüber hinaus zu tun. Und ich wüsste sicherlich auch bald, was mein Vorsatz für das Jahr 2026 sein würde – so ich denn überhaupt noch in der Lage sein werde, dann irgendwelche Vorsätze ins Auge oder Maul zu fassen.



PFLICHT IM NEUEN JAHR, NICHTSDESTOTROTZ

Die Lösung ergibt sich aus den grauen Feldern waagrecht fortlaufend.



WAAGRECHT (J + Y = I): 6 Denen, die sie verbreiten, wachsen keine langen Zinken – leider! 11 Antipode der Stimmungskanone. 18 Wird, weil potenzielle Wärmequelle, kaltgemacht. 19 Sowohl sowas wie Chorizo als auch Monotonie. 20 Ein Eminem-Stück, vornehm ausgedrückt. 22 Ungefähr resultiert, wird er mit 3.1415 multipliziert. 24 Wer’s wird, der hat die Nase vorn. 25 Unser Noldi drüben, im Golden State. 27 Wird, unbunt ausserdem, in sokratischer Maxime zweimal erwähnt. 28 Eisenhower enthaltendes Zeitalter. 30 Sich windend Ausflüchte erfinden. 32 Was wer dem Liebhaber auch noch ist. 33 Jedenfalls im Ämmital. 35 Eine hinsichtlich Durchblick schlechte Prognose. 36 Designmässig nach wie vor cool, dieser löchrige Stuhl. 37 Ist mit Stil eine schon ältere Kunststepoche. 38 Ein für aktiv Abhebende obligatorischer Wisch. 39 Dienstleistender, bei dem sein Lohn integriert. 40 An petrifizierte Ablagerung gemahnende Riesling-Sorte.

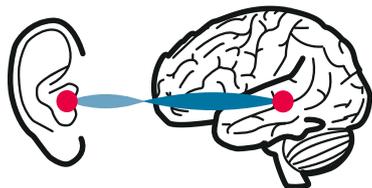
SENKRECHT (J + Y = I): 1 Urner Plateau – war dem Namen nach vermutlich mal Bärenhabitat. 2 Sowohl Aktivität als auch Broterwerb. 3 Nick, Songwritergenie – und auch Fred Flintstones Domizil. 4 Vernebelt die Sicht auf seine wahren Absichten. 5 War heller als Lampe, trotz krummen Beinen. 6 Etymologisch betrachtet, der Latin Lover schlechthin. 7 Wenn nach dem 50. US-Staat benannt, ein – sorry! – Gaumengraus. 8 Wird, wenn Spitzspitze, aufgesetzt. 9 Wird ausgeschieden, als Creme-Komponente eingerieben. 10 Lässt zu wünschen übrig. 12 Mittelmässige Katastrophen, die Raubvögel ködern. 13 Wäre, wenn alles im Eimer, kein Problem mehr. 14 Kontrakte minus fünf: Profite. 15 Verbindet am Zeilenende Getrenntes. 16 Die im Rütlichswur Erwähnten sind keine nahen Verwandten. 17 Hansestadt – ein Brexit-Turbo, wenn mit Mogg gepaart. 21 Bei dieser Standeskapitale ist Plapperschnabel zentral. 23 In denen lassen sich Bankrotteure verorten. 26 Hat Sommer bei Inter am Rücken. 27 Evastöchter – brachtens beim Barden, übersetzt, zu Titelhonoren. 29 Kassierte fürs karessierend Identifizieren. 31 David, britischer Mime, ging in Château-d’Oex von hinnen. 24 Wird am Cap fürwörtlich zur Bündner Spezialität. 35 Auf den Index gesetzter Insektenschreck.

LÖSUNG RÄTSEL N° 51: TREPPENABSATZ

WAAGRECHT (J + Y = I): 6 TEMPERATURMESSER. 12 GIPFELSTUERMER. 17 SPACELAB. 18 PONTRESINA (Diavolezza). 19 SCHNODDER. 21 REUSSEN, Reus(s)en. 22 BEKENNER(-schreiben). 23 (I)KEA. 24 OFFEN(-bach). 26 CELEBRITY. 28 TOOL (engl. für Werkzeug). 31 LIT (franz. für [er] liest). 32 RIRE (franz. für lachen). 33 BLAFFEN (BL-Affen). 35 ALOE in Miner-aloe-l. 36 «PENNY Lane». 37 NELKE (Naegeli [Harald]). 38 (Rand-)ALE. 39 BIBI (Fellner in «Tatort»), Pipi. 40 TAENZER; Anagramm: Ärzten. 41 ENTLAUFEN.
SENKRECHT (J + Y = I): 1 TEFLON. 2 (Mond-)KALB. 3 AUTOREIFEN. 4 VERRUF. 5 FERIENJOB. 6 TOPSECRET. 7 MICHELINE (Calmy-Rey / Guide Michelin). 8 READER (engl. für Leser), Anagramm: Raeder. 9 «METEO». 10 SESSELLIFT. 11 RINNSTEIN. 12 GACKERN, (g)ackern. 13 Penne in PENNERIN. 14 (Theater) SPEKTAKEL. 15 (Professor) UNRAT. 16 MÊS (port. für Monat, Janeiro dto. für Januar). 20 DRILL. 25 FLAB (Abk. für Fliegerabwehr). 27 Carl BENZ. 29 OEL, von hinten: leo. 30 (Tatum / Ryan) O’NEAL. 33 BEEF (Auseinandersetzung im Hip-Hop-Jargon). 34 FAT (engl. für dick) in fat-her.

Hören leicht gemacht

WIE BITTE?! Schluss mit ständigem Nachfragen! Eine neue Gehörtherapie spitzt Ihre Ohren ganz einfach in wenigen Wochen. Jetzt gratis testen!



«Der Schlüssel zum guten Gehör liegt in der Gehörtherapie.»

Das Gehör ist trainierbar – zu schön, um wahr zu sein? Keineswegs! Wissenschaftliche Untersuchungen der in der Schweiz entwickelten Gehörtherapie geben Menschen mit Hörproblemen endlich Hoffnung. Schon nach wenigen Wochen kann sich die Leistung des Gehörs spürbar verbessern.

Wie das möglich ist? Indem die neue KOJ®Gehörtherapie gezielt Bereiche im Gehirn trainiert, die fürs gute Hören unverzichtbar sind. Beim Hören spielt unser Ge-

hirn eine weitaus grössere Rolle, als bisher gedacht. Weder unsere Ohren noch Hörgeräte können leisten, was unser Gehirn kann. Erst im Gehirn werden aus Tönen wundervolle Melodien und aus Gebrabbel richtige Sätze. Vor allem Menschen mit Hörgeräten wissen von dieses Phänomen: Etwas nur laut genug zu hören reicht nicht aus, um auch wirklich zu verstehen. Die KOJ®Gehörtherapie setzt genau an diesem bisher ungelösten Problem an. Dank jahrelanger Forschung ist es gelungen, stimulierende Trainingsübungen für das Gehör zu entwickeln.

Verborgenes Potenzial

Viele Menschen leiden unbemerkt an einem Hörverlust. Sie hören, aber haben Mühe beim Verstehen. Das liegt daran, dass schon ein kleiner Hörverlust das Gehirn schwächt. Konzentration, Merkfähigkeit oder das Verständnis lassen nach. Hörgeräte helfen, um lauter zu hören, aber mit der Gehörtherapie wird auch die Leistungsfähigkeit des Gehirns wieder verbessert. Nur so schaffen wir es, auch in Gesellschaft einzelne Gesprächspartner zu verstehen und lästige Geräusche mühelos auszublenden.

Erste Therapie für das Gehör

Mit der KOJ®Gehörtherapie trainieren Sie bequem zu Hause Ihr Gehör. Ein spezielles Trainingsprogramm mit einem Lautsprecher erzeugt individuelle Übungen, um Ihr Hören im Gehirn gezielt zu stimulieren. Erfahrene Gehörtherapeuten helfen, um in kürzester Zeit die persönlichen Ziele zu erreichen. Und wer zusätzlich Hörgeräte braucht, ist ebenfalls an der besten Adresse, denn das hier erhält man alles aus einer Hand: Gehörschutz, modernste Hörgeräte und Gehörtherapie bis

hin zur Bekämpfung von Tinnitus. Besonders vorteilhaft: Beim Kauf von Hörgeräten wird die Gehörtherapie sogar kostenfrei angeboten. Die raffinierte Technik und das Know-how ist patentiert und so erfolgreich, dass Hörakustiker und Ohrenärzte im In- und Ausland die Gehörtherapie anwenden

Jetzt Gutschein einlösen und besser hören

Experten raten, Hörprobleme nicht zu ignorieren, sondern frühzeitig zu handeln. Zum Neujahr werden 200 kostenfreie Trainingswochen vergeben. Sichern Sie sich Ihren Gutschein und nehmen Sie gleich Kontakt auf. Schon bald können auch Sie wieder besser hören und verstehen.

«Wichtig ist, das Gehör rechtzeitig zu trainieren.»



Dr. med. Marc Unkelbach
Hals-Nasen-Ohren-Facharzt

Als erfahrener Ohrenarzt weiss Dr. med. Unkelbach um die Wichtigkeit eines fitten Gehörs. Ein schwaches Gehör wirkt sich auf die geistige Fitness und die psychische Gesundheit aus.



So sieht die Therapie für Ihr Gehör aus: Mit Lerncomputer und Hörgeräte bequem zu Hause üben.

GUTSCHEIN GEHÖRTHERAPIE

Testen Sie die KOJ®Gehörtherapie im Wert von 250 Franken unverbindlich und kostenfrei.

Limitiert auf max. 200 Teilnehmer
Anmeldung bis **31.01.2025**
Reservieren Sie sich Ihren Gutschein und profitieren Sie vom Neujahresangebot!

Nur ein Gutschein je Person einlösbar. Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen. Keine Barauszahlung. Nur in Teilnehmenden Instituten. Therapie kann nach der Schnupperwoche individuell verlängert werden.

... oder direkt ausfüllen und einsenden:

Name:

Anschrift:

Telefon:

Gutscheincode: **DM125** Gültig bis: **31. JAN**



Gratis testen

Kein Risiko: Geld-zurück-Garantie innerhalb der ersten Woche, wenn Sie nicht begeistert sind!

KOJ-Institut für Gehörtherapie

8006 - Zürich, Walchestrasse 17
044 350 43 43 anmeldung@koj.training
www.koj.training

Hörwelt Basel

4051 - Basel, Kanonengasse 19
061 506 21 90 anmeldung@hoerwelt-basel.ch
www.hoerwelt-basel.ch